

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde

Heft 2 / Februar 1942

RM 0.60

Inhaltsverzeichnis

Der Umschlag, gestaltet von Eugen Nerdinger, Augsburg, zeigt zwei Holzmasken, wie sie beim Perchtenlauf im Werdenfelser Land gebraucht werden.

»Germanien« Monatshefte für Germanenkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe". Hauptschriftleiter: Dr. J. O. Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7–11.

14. Jahrgang, Neue Folge Band 4, Heft 2.

Bezugspreis: Einzelheft RM. –.60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post RM. 1.80. Zahlungen: Postscheckkonto Leipzig 9978. – Bezug durch Post sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. – Beilagen und Anzeigen werden z. Z. nach Preisliste 1 berechnet. – Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien" Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, zu beanstanden.

Richard Wolfram / Faschingsbräuche im Salzkammergut

Das Salzkammergut ist eine eigene Welt. Rings umgrenzt von mächtigen Bergmassiven mit dolomitengleichen Felsenzinnen, eingebettet in das grüne Tuch des Nadelwaldes und aufgeschlossen bloß durch die blitzenden Spiegel zahlreicher großer und kleiner Seen. In dieser Herzkammer unseres Alpenlandes lebt ein Menschenschlag, der sich von seiner Umgebung deutlich unterscheidet. Es sind fröhliche Leute voll vielseitiger Begabung. Etwa die Ebenseer, die in den kargen Stunden der Freizeit kleine Wunderwerke schnitzen, glücklicherweise noch nicht als Industrie, sondern nur sich selbst zur Freude. In Gößl und im Ausseerlandl wird frischer und besser gesungen, als sonst in den Berggebieten; das Paschen beim Tanz ist zu einer kunstvollen, kontrapunktischen Mehrstimmigkeit entwickelt und das Temperament der Salzkammergütler gibt sich nicht nur in der besonderen Bewegtheit ihrer Landlerformen kund, sondern auch im „Schleunigen", der sich hier aus dem Werbetanz entwickelt hat. Unter all unseren Bergbewohnern sind die Leute im Salzkammergut die fröhlichsten, manchmal beinahe ein wenig leichtsinnig, obschon sie ihren Lebensunterhalt in dieser kargen Natur fast ohne Ackerboden oft mühsam genug erringen müssen. Auch die alte Zeit war für sie nicht immer die „gute". Erst im vorigen Jahrhundert besserte sich ihre wirtschaftliche Lage nach langen Zeiten des Hungers und der Not, in die sie bürokratische Starrheit auf der einen Seite, treue Heimatliebe auf der anderen gebracht hatte.

Durch rund 400 Jahre sind die Menschen im Salzkammergut nämlich kaiserliche Angestellte gewesen, keine Bauern in unserem Sinne. Auch das mag zur Ausbildung ihrer Sonderart beigetragen haben. Denn zwei Naturschätze sind im Salzkammergut die Grundlage des Lebens: das Salz und das Holz. Schon in vorgeschichtlicher Zeit brachte das „weiße Gold" ihrer Salzberge eine hohe Kultur zur Blüte, die nach dem Hauptfundort Hallstattzeit benannt wurde. Mitte des 15. Jahrhunderts war es den Habsburgern gelungen, die Herrschaften und Bergrechte in ihre Hand zu bringen und seither bildet das Land ein Sondergebiet, das von der Hofkammer direkt verwaltet wurde, daher der Name Salzkammergut. Etwas Viehwirtschaft zusammen mit einigen Äckern und Obstgärten, sowie die Waldnutzung bildeten daher neben der kaiserlichen Entlohnung die anfänglich durchaus genügende Lebensgrundlage des Volkes. Alle verfügbaren Kräfte standen im Dienst der Salinen und der für die Salzsudwerke nötigen Holzbeschaffung. Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts aber begann ein schreiendes Mißverhältnis zwischen den steigenden Preisen und der starr gleichbleibenden Löhnung. Die Volksernährung sank auf ein Minimum. Die Menschen lebten nach amtlicher Feststellung von gesalzener Wassersuppe und trockenem, mit Kleie vermischtem Brot. Durch ein Jahrhundert wurde der Skorbut zur Volkskrankheit. Trotzdem waren die Menschen nicht zum Verlassen ihres Heimatbodens zu bewegen, obgleich allgemach ein gewaltiger Überschuß an Arbeitskräften entstanden war. Erst Ende des 18. Jahrhunderts kam eine Lohnerhöhung und weitere Reformen wirkten sich erst Jahrzehnte später langsam aus.

So ist es auch kein Wunder, daß die Volkskultur des Salzkammergutes sehr altertümlich geblieben ist. Noch in der vorigen Generation war der vorgeschichtliche Einbaum neben den „Plätten" der herrschende Bootstyp. Auch heute noch trifft man ihn auf den Seen an. Und selbst der Fremdenverkehr, der seit etwa 50 Jahren als wirtschaftliche Macht im Salzkammer-



Ein wahrer Hexensabbath quillt beim Ebenseer „Fetzenzug“ zwischen den Häusern hervor. Aufn. Verfasser (20).

gut dazukam, vermochte das Wesen der Menschen kaum zu verändern. Immer noch bilden die Salzbergleute und Holzknechte den Grundstock der Bevölkerung, ein durch viele Jahrhunderte bodenstämmiger Arbeiterstamm, der an seinen Überlieferungen festhält. Schon äußerlich drückt sich das in der Volkstracht aus, die im Salzkammergut lebendig blieb, wie in wenigen Gebieten Deutschlands. Dem entspricht auch ein reiches und eigenartiges Brauchtum, das im Fasching einen besonderen Höhepunkt erreicht.

Wer etwa am Faschingmontag nach Ebensee kommt, meint fast in eine Walpurgisnacht geraten zu sein. In der Talschlucht des oberen Dorfendes schwärmt es von tollen Gestalten, alle als Weiber verkleidet. Es sind die sogenannten „Fetzen“, die sich zu ihrem großen Umzug sammeln. Ihre Kostüm- und Maskenphantasie ist kaum zu überbieten. Schon während des ganzen Jahres sammeln sie alte Kleidungsstücke und Hüte, um in der Faschingszeit entsprechend auftreten zu können. Denn ein richtiger Fetzen wechselt während des Montags und Dienstags mehrmals das Kostüm, um jeder Erkennungsmöglichkeit auszuweichen. Nicht einmal mir, dem Auswärtigen, wollten sie ihren Namen verraten, als sie mich um Abzüge meiner Aufnahmen baten. Ausnahmslos gaben sie die Namen irgendeines Bekannten an, dem die Bilder zu schicken waren.

Natürlich spricht auch kein Fetzen mit seiner normalen Stimme. Alle verwenden das hohe Falsett. Man kann sich den Eindruck ungefähr vorstellen, wenn Hunderte und aber Hunderte dieser grotesken Gestalten um einen herumspringen und man nichts als die hohen Stimmen hört. Nach 36stündiger Fetzenzeit sind die Burschen am Aschermittwoch natürlich so stockheiser, daß sie kaum ein Wort herausbringen.



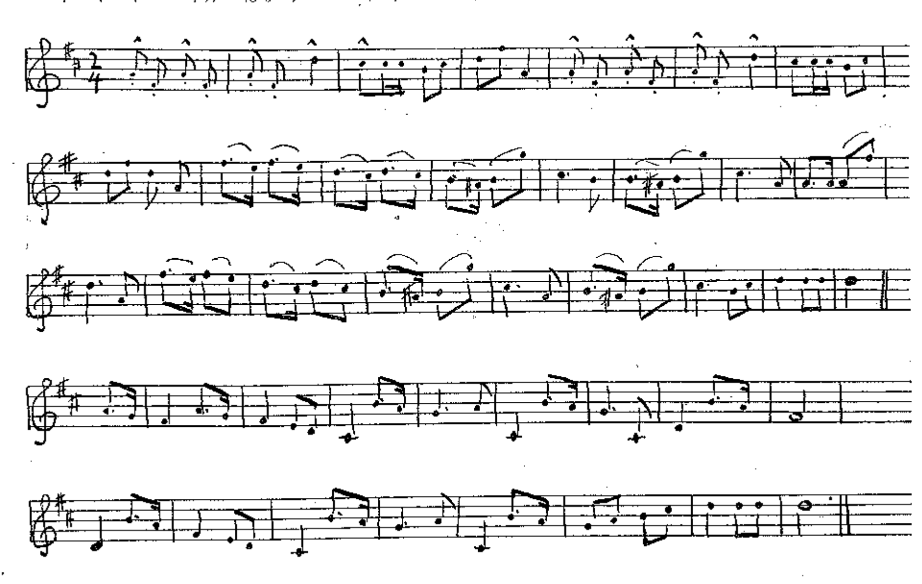
Der „Bär“ des Ebenseer Fetzenzuges.

Ein großer Teil verbirgt das Gesicht bloß hinter Papierlarven oder selbstgefertigten Riesenköpfen. Aber auch ganz einfache Lösungen, wie mehrfach übereinandergelegte Spitzenvorhänge mit Löchern für die Augen und den Mund können geradezu unheimliche Wirkungen hervorbringen. Die Rindbacher zeichnen sich durch Holzmasken aus, unter denen sich ganz vorzügliche Stücke befinden. Da die Zufuhr flüssiger Nahrung wesentlich zum Dasein eines Fetzen gehört, führen sie selbstverfertigte Glasröhrchen mit, um durch die enge Mundöffnung der Maske trinken zu können.

Hemmungslos tobt sich die Phantasie der Fetzen bei den Kopfbedeckungen aus. Was da an Aufbauten erscheint, ist kaum glaublich. Manche tragen auf Riesenhüten spitze Türme aus allerlei Zeug, einer hat einen Vogelbauer auf seinem Hut angebracht, andere putzen komische Reste einstiger Damenmoden entsprechend auf. Als Waffen führen die Fetzen meist zerrissene Regenschirme oder Besen. Zimperlich darf man beim Ebenseer Fasching nicht gerade sein. Etwas Breughelhaft geht es schon zu, und es galt z. B. als Witz, sich gegenseitig in die Wasser des eiskalten Baches zu rollen. Mit Vorliebe kehren einem die Masken mit ihren keineswegs reinen Besen die Schuhe ab. Ganz so benahmen sich die Huttler beim Fasserrößl in Hall (1). Besonders gern schlagen die Fetzen mit ihren Besen neben einem ahnungslosen Zuschauer auf die Erde, daß Lehm und Schmelzwasser hochaufspritzen. Es macht ihnen auch nichts aus, sich selbst mit einem großen Platsch in eine Pfütze zu setzen. In ihrer gesteigerten Stimmung sind sie auch zu unglaublichen Leistungen fähig. Wenn der Zug die Ebenseer Traunbrücke erreicht, sind die riesenhaften Brückenbogen im Nu mit Fetzen übersät, die auf dem glatten und schmalen Oberteil der Bogen balancieren, klettern und hüpfen.

Etwa um 3 Uhr nachmittags nehmen die Fetzen Aufstellung; voran der Pritschenmeister, eine Musik und der Anführer zu Pferd, der gleichfalls Weiberkleidung an hat und auch hinten eine Maske trägt. Nun setzt die Musik mit dem „Parapluimarsch" ein, der nur bei dieser Gelegenheit gespielt wird, und die ganze Menge der Maskierten beginnt im Takt am Ort zu hüpfen, ihre Schirme und Besen schwingend; ein ganz unglaubliches Bild. Dann erst geht es los.

Ebenseer Parapluimarsch, aufgezeichnet von Prof. R. Wolfram.



Als ich den Fetzenzug das erste Mal sah, trottete ein Urvieh mit schwarzer Holzmaske, halb Gorilla, halb Bär, in Felle gekleidet und mit künstlichen schwarzen Holzhänden mit seinem Treiber voran. Mehrere Masken wurden auf Hörnerschlitten geführt. An einer Stelle der Straße versuchten ein paar Hexen den ohnedies aufgeweichten Weg zu waschen, andere standen Kopf; es ist ein tolles Durcheinander. Eine Gestalt, „Nuß, Nuß" genannt, wirft Nüsse unter die Kinder aus, die sich darum balgen. In Sprechchören ruft ihr die Jugend zu:

„Fåschingtåg, Fåschingtåg, kimm nur båld wieder,
wånnst ma koa Nuß net gibst, schern ma di nieder!"

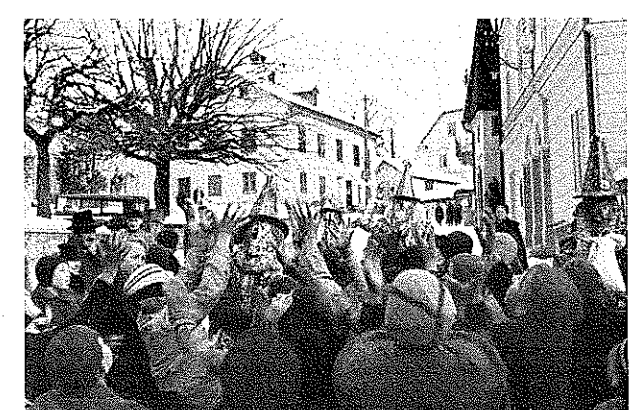
In Aussee werden wir diese Gestalt vervielfacht wiederfinden.
Hat der Festzug nach vielen Aufenthalten den Ort durchmessen, löst sich alles in ein Maskentreiben auf, das mit kaum verminderter Stärke bis zur Mitternacht des Faschingsdienstags anhält. Man zieht von Wirtshaus zu Wirtshaus, geht auch in die Häuser und durchtanzt die Straßen. Bricht der Aschermittwoch an, nimmt alles die Masken herunter. Ihrer zehn Fetzen sah ich auf der Traunbrücke sitzen, den gewaltig mit Holzwolle und Heu ausgestopften Busen ausräumen und davon ein Feuer entzünden. Früher gingen die Unentwegten dann noch den ganzen Mittwoch „Fasching begraben" und suchten den Fasching mit einer Laterne.



Mit alten Grenadiertrommeln und Hefendeckeln rücken die „Trommelweiber" aus.



Die Pleß werden mit Schneeballen beworfen.

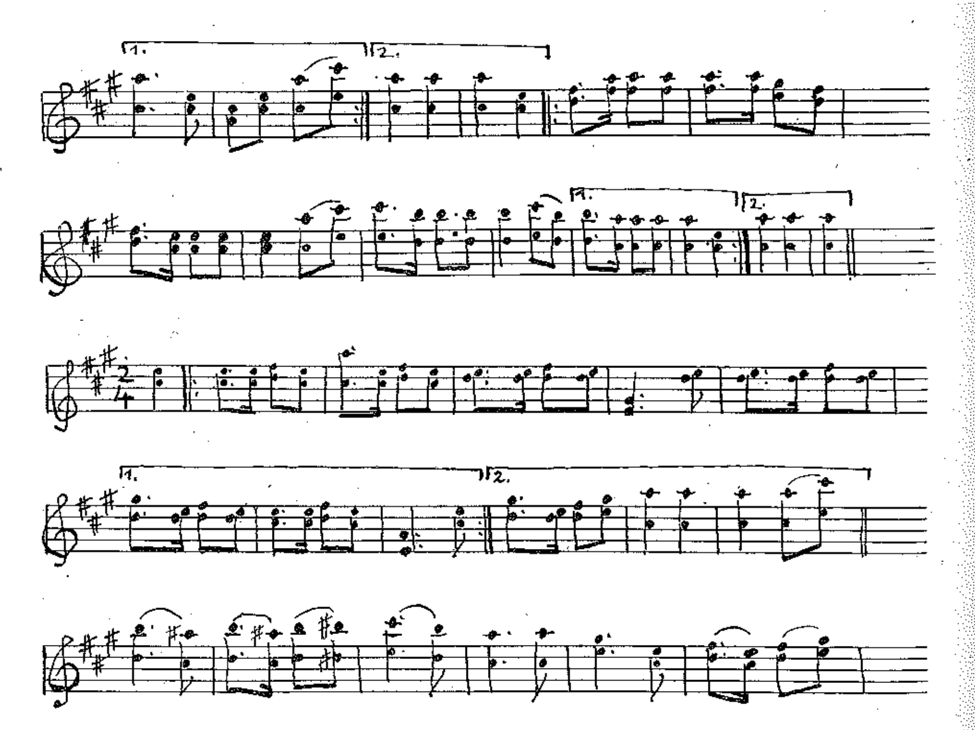


In Sprechchören fordern die Kinder die Ausseer Flinserln zum Auswerfen der Nüsse auf.

In diesen Tagen ruht in Ebensee jede Arbeit und auch eine vernünftige Salinenleitung fügt sich – genau wie beim Glöcklerlaufen am 5. Jänner – dem alten Volksbrauch. Mag auch das Bild noch so bunt sein, das Auftreten der Masken und ihre Ausstattung ist doch streng geregelt. Karnevalskleidung ist verpönt. Es gibt nur die hexenartigen Fetzen, die mit verstellter Stimme sprechen. Auch sonst enthält der Brauch mancherlei althergebrachte Züge, wie die Schlitten, das Auswerfen der Nüsse, Masken mit künstlichen Wickelkindern usw. Wir haben es im Gegensatz zum städtischen Karneval und seinem dem Belieben des einzelnen überlassenen Mummereien – eben mit einer Brauchtumsfasnacht zu tun, die man auch nicht dadurch stören sollte, daß man norddeutsche KdF.-Reisen zum Ebenseer Fasching veranstaltet, wie dies bereits geschehen ist. Denn von Rechts wegen ist ganz Ebensee am Fetzentreiben beteiligt und die Zuschauer verschwinden fast unter der Masse der Masken. Hier feiert der ganze Ort. Auswärtige aber, die aus ganz anderer Umwelt kommen, finden oft nicht die richtige Einstellung zu diesem Brauch und bringen leicht einen falschen Ton in die einheitliche Stimmung. Als KdF.-Ziel müßte doch städtischer Karneval etwa in Köln oder München genügen.

Gehen wir von Ebensee südwärts in den innersten Bereich des Salzkammergutes nach dem Ausseer Landl, so finden wir in den drei Faschingstagen eine großartige und genau festgelegte Brauchtumsfolge. Sie beginnt am Faschingsamstag mit dem Steirerball. Um Mitternacht ertönt zum ersten Mal der große Faschingsmarsch. Aussee hat ihrer mehrere. Heute wird der nachstehende gespielt:

Ausseer Faschingsmarsch, aufgezeichnet von H. Gielge.





Flinserln beim Auswerfen der Nüsse.



Ausseer Flinserln.



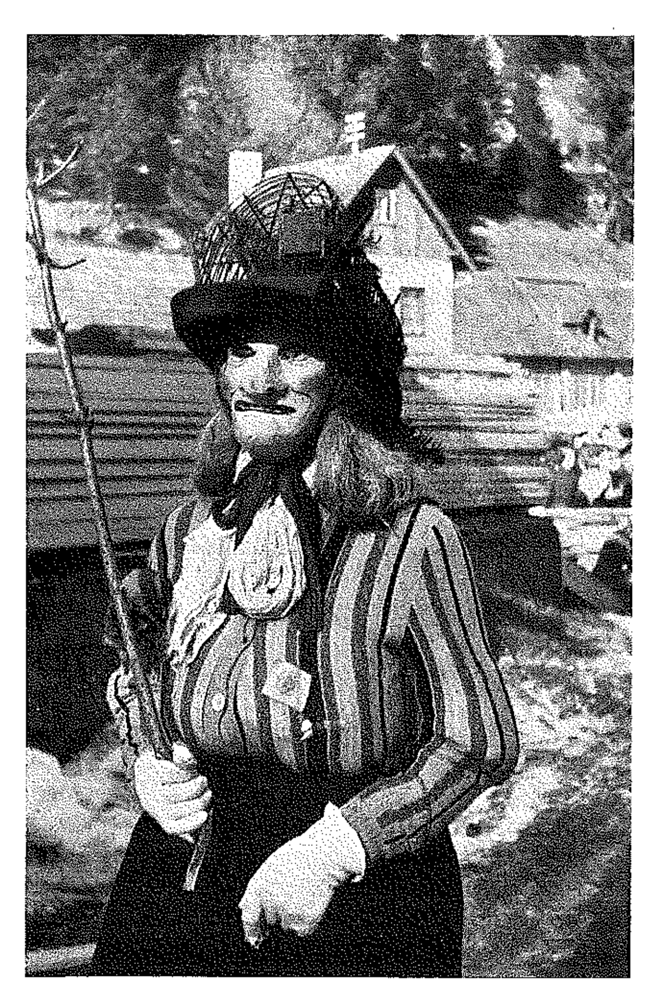
Die Jugend geht zum Schneeballangriff auf die Pleß vor.

Rottweiler Gschellnarren dirigieren die Sprechchöre der Kinder und werfen Süßigkeiten aus.



Von nun an geht das Treiben in einem durch. Oft kommen die Manderleute in den drei Faschingstagen überhaupt nicht heim und man kann Frauen sehen, die ihren Männern das Essen nachtragen. Auch die Schulen haben frei, denn was wäre der Fasching ohne die Buben? Am Sonntag erscheinen in den frühen Nachmittagsstunden plumpe Gestalten, geflochtene Körbe über Kopf und Schultern gestülpt, in Weiberröcken und das Gewand möglichst ausgestopft. Denn sie müssen manchen harten Puff vertragen. In den Händen schwingen sie Besen, an die zur Verstärkung oft noch Fetzen gebunden sind. Die männliche Jugend erwartet sie bereits aufgeregt und ungeduldig. Kaum zeigt sich die erste Gruppe, so tönt ihnen der vielstimmige Schrei: „Plêß" entgegen. Die so benannten Gestalten rasen durch die Gassen, stürzen in immer neuen Anläufen mit ihren Besen auf die Buben los und schlagen in die Tauwasser-

Ein „Fetzen" hat einen Vogelbauer auf seinem Hut angebracht.



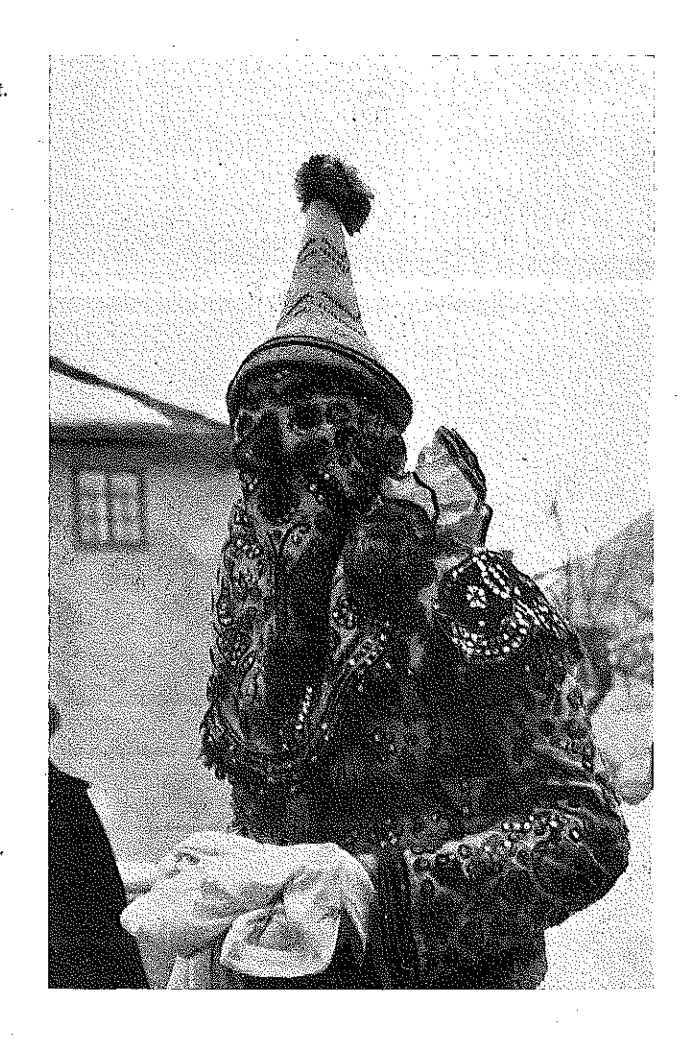
pfützen, ähnlich den Ebenseer Fetzen. Die Buben gehen aber auch ihrerseits zum Angriff über und bewerfen die Ungetüme mit Schneeballen und Eisbrocken, daß es oft weithin spritzt. Zeitweilig ziehen sich die Pleß auch in die Gasthäuser zurück, um sich für neue Stürme zu stärken. Sind es die Winterunholde, die es zu vertreiben gilt? Eine auffällige Entsprechung besitzen die Pleß in der Villinger „Wuscht", die in Rudeln durch das Städtchen stürmt, das Hanselegewand dick ausgepolstert, den Rücken durch Bretter mit angenagelten Puppen geschützt und Besen in den Händen schwingend. Auch sie wird von der Jugend mit Schneeballen, Eisstücken und Steinen beworfen, während alles „Wuscht, Wuscht" brüllt. Ein Kampf der stockbewehrten, schellenklingenden und hörnerblasenden Schulbuben gegen die von erwachsenen Burschen verkörperten wilden Masken findet auch beim „Nikolauswecken" in Mals (Vintschgau, Südtirol) statt.



Die Ausseer Trommelweiber mit ihrer Faschingsfahne.

Der Faschingmontag steht in Aussee im Zeichen der „Trommelweiber". Sie setzen sich – im Gegensatz zum Flinserlfasching des Dienstags – nur aus Männern zusammen. Als Verkleidung tragen sie Röcke, Nachtjacken, Schlafhauben und Frauenmasken. So angetan begleiten sie die ähnlich ausstaffierten Trompeten- und Klarinettenbläser, die den Ausseer Faschingsmarsch spielen, mit dem Getöse mächtiger alter Grenadiertrommeln und Hefendeckeln. Voran marschiert die alte Faschingsfahne, die auf beiden Seiten das Bild eines „Flinserls" zeigt und die Inschrift trägt:

Hundert-Jähriges Jubiläum 1878.
In der narischen Zeit
San ma narische Leut!



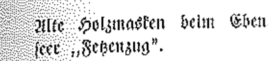
Ein „Flinserl" der älteren Art.

Auf der Rückseite steht zu lesen: In hundert Jahrn, ihr L(eut) beinand,
Gibt's a no unsa Fasching-Gwand.

Früher wurde die Fahne das Jahr über im Gemeindehaus aufbewahrt und streng verschlossen. Heute ist sie bei dem jeweiligen Fahnenjunker.
Bis zu 30 Mann stark bewegt sich der Zug der Trommelweiber durch den Ort und kehrt in sämtlichen Gasthäusern ein. Zwei Liter Bier oder Wein erhalten sie umsonst, denn ihr Besuch gilt als Auszeichnung. Was sie darüber hinaus verzehren, müssen sie bezahlen. Auch vor den Häusern der Gewerbetreibenden wird haltgemacht. Die so Geehrten hängen einen Kranz von Würsten oder eine Schnapsflasche an die Fahne, die am Schluß des Umganges bis zu



Fetzen aus Rindbach mit Holzmasken.



Alte Holzmasken beim Ebenseer „Fetzenzug".

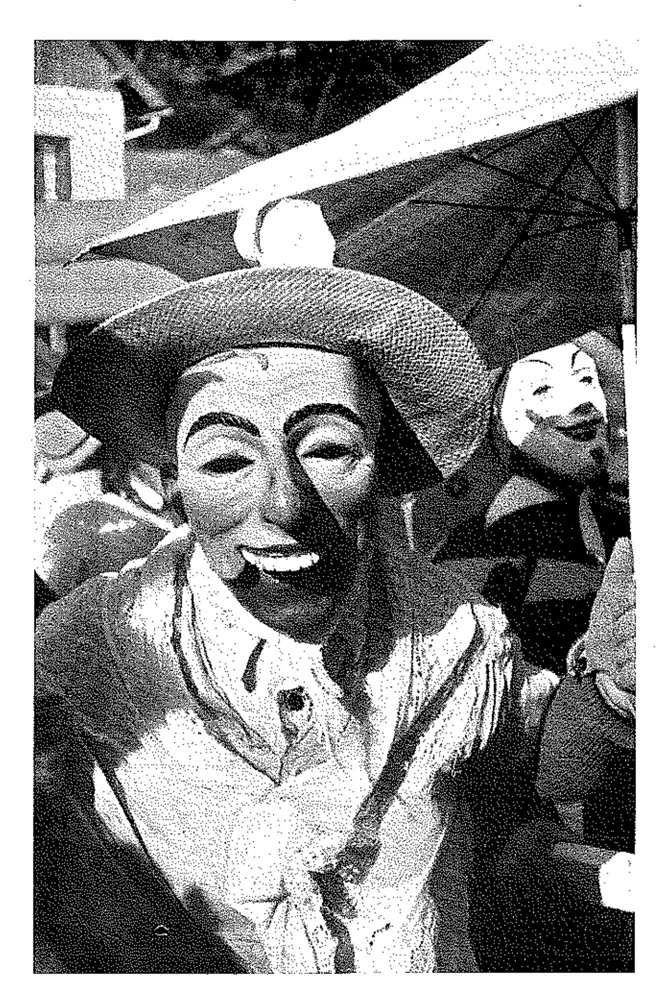


40 kg schwer sein kann. Manche Trommelweiber haben die Innenseite ihrer Hefendeckel mit Ruß geschwärzt und fahren damit unversehens den Mädchen übers Gesicht.

Trommelweib wird man nicht ohne weiteres. Sie bilden eine Gemeinschaft, in die man mit besonderen Bräuchen aufgenommen werden muß. Bei der Eidesleistung hält zuerst der Oberste der Trommelweiber eine Ansprache. Dann ruft er die Verstorbenen auf und nach jedem Namen ertönt ein katzenmusikähnliches Aufgelärme. Der Kandidat trägt eine Maske. Nur in ihr darf er den Eid leisten. Bei der Vereidigung verpflichtet er sich, an jedem Fasching da zu sein und am Umzug der Trommelweiber teilzunehmen. Er spricht einen grotesken Schwur, der von der Laune des Betreffenden abhängt: „Ich schwöre, daß ich einen Juchezer machen kann, daß ich aus die Schuach außerbrich ..." usw. Dann wird die Faschingsfahne gesenkt und das neue Mitglied küßt ihren Saum durch die Maske. Die übliche Getränkspende

(ein Faß Bier) beschließt den feierlichen Akt. In der Ausübung ihrer Faschingspflichten sind sie sehr gewissenhaft. Ein Auswärtiger, der ständig in Graz lebt, aber unter die Trommelweiber aufgenommen wurde, kommt jedes Jahr im Fasching nach Aussee, um mitzutun. Er spart das ganze Jahr für diese Reise.

Die Zunft der Trommelweiber, deren Erinnern etwa 250 Jahre zurückreicht, hat trotz ihres heute rein scherzhaften Auftretens wichtige Züge der alten Männergemeinschaften bewahrt. Sie bilden eine geschlossene Gruppe mit Aufnahmebräuchen, unter denen die Eidesleistung und der Aufruf der Toten besonders bemerkenswert sind. Bei ihrem Lärmumzug berußen sie die Mädchen gleich all ihren Maskenbrüdern in fast ganz Europa. Ihr Besuch im weißen Gewand ist erwünscht und wird durch eine Naturalienspende belohnt. Einmal dürfte er den gleichen Sinn gehabt haben, wie der Heischegang der Glöckler, Krupf-Krupf usw. am Nord-



Ebenseer Fetzen.

rande des Salzkammergutes. Dort zählen die Bauern, wie viele Heischegänger zu ihnen kommen und verkünden dann stolz im Wirtshaus, heuer waren es 112 (oder eine derartige Zahl). Denn je mehr, um so segensreicher das kommende Jahr.

Am Abend des Faschingmontags gibt es noch ein besonderes Ereignis. Da ziehen die „Stachelschützen" nach dem großen Ausschießen zum Ball. In Aussee ist nämlich, wie auch in anderen Orten des Salzkammergutes, noch das Schießen mit der Armbrust lebendig. Die damit verbundenen Überlieferungen verdienten eine eigene Darstellung. Haben doch die Schützen noch ihre uralte Musik von Schwegelpfeifen und Trommeln mit eigenen Tänzen und Märschen im $^5/_8$ Takt. In Rindbach konnte ich sogar noch Melodien aufschreiben, durch welche die Art der Treffer angezeigt wird. Jeder Kreis hat sein besonderes musikalisches Motiv. Bei den Ausseer Stachelschützen dagegen zeigt der Zieler die Treffer durch 5 verschiedene Stellungen an. Ist

„Fetzen" mit einer Maske aus Vorhängen.



nur die leere Scheibe getroffen, fährt er bloß mit der rechten Hand aus. Sitzt der Bolzen im äußersten Kreis, stößt der Zieler einen einfachen Juchzer aus und hebt den rechten Arm leicht abgewinkelt nach oben. Beim zweiten Kreis jucherzt er zweimal und hebt beide Hände in der gleichen Art nach oben. Beim 3. Kreis erfolgt abermals der Doppeljucherzer und beide Hände werden in die Seiten gestemmt. Ist aber der vierte, der Innenkreis getroffen, jucherzt der Zieler und zieht seinen Spitzhut mit dem Fuchsschweif schwungvoll ab. Besonders gute Schüsse veranlassen ihn zu den tollsten Sprüngen, oder er tut so, als ob er getroffen wäre, hängt den Hut auf den Bolzen und taumelt nieder.

In der Dunkelheit des Winterabends marschieren nun die Schützen durch Aussee. Voran mit allerhand Kapriolen der Zieler in seinem Narrengewand. Er trägt eine Juxscheibe, auf der eine lustige Begebenheit aus dem Schützenleben dargestellt ist. Dann folgen die Schwegler

und Trommler und der lange Zug der Schützen mit Fackeln und Windlichtern. Auf den Hüten haben sie Tannenzweiglein und Papierrosetten entsprechend den Treffern. Ferner tragen sie an Stangen die bunten Halstücher ihrer Frauen als Fahnen. Den ersten Tanz auf dem Schützenball haben allein die Schützen mit ihren Frauen. Viel Spaß gibt es auch mit den Preisen. Jeder Schütze gibt ein „Best". Doch ist das Geld des Preises meist schwer zu finden. Da bringt einer einen Holzblock voller Äste. Darin steckt irgendwo ein Fünfmarkstück, das es herauszufinden gilt, wobei der Stock manchmal in kleine Scheiter zerspalten werden muß. Ein anderer wählt ein paar alte Schuhe als Gefäß der Spende. Sie sind geschmiert und angerußt, daß man sie kaum berühren kann. Nur durch ein vollständiges Zerlegen, Abreißen der Sohle oder des Absatzes kommt man endlich zum Geld.

Den Höhepunkt des Faschingtreibens bringt der Dienstag, der eigentliche Faschingstag. Da sind in Aussee alle Geschäfte geschlossen, die Einheimischen aus der ganzen Umgebung ziehen in Massen nach Bad-Aussee, „Maschkera-schauen". Wenn auch einer oder der andere zeitgemäße Einfall zwischendurch verkörpert wird, so gilt ihr Interesse doch hauptsächlich der durch die Sitte streng vorgeschriebenen Brauchtumsfasnacht: Flinserln und Faschingsbriefe.

Das mit der süddeutschen Fasnacht meist verbundene scherzhafte Rügegericht (beim Imster Schemenlaufen z. B. die „Labara", auch mit Gesang und Bildern) ist in Aussee durch die Faschingsbriefe vertreten. Jedes Jahr in neuer Aufmachung ziehen etwa die „Reiterer" oder die Gielge-Gruppe durch den Markt. In jedem Gasthaus, das sich sofort bis zum Bersten füllt, erklingt dann in manchmal herzhaft ungeschminkten Vierzeilern, was sich das ganze Jahr Törichtes ereignet hat:

> Wånn die Zeitn a diesmal kritisch sant und so månche drückt ein Leid,
> åber der Fåschingsbriaf der bringt hålt wieder gånz a kloani Freud.
> Ös losnt gern die Ålten zua, bei die Jungen woaß mas eh,
> weil die am meisten anstölln toan bei uns in Båd Aussee.
>
> Beim Mondschein is das Rodln übern Gasteig goar so rah(r),
> ön Tofferl-Wirt sei' Kellnerin, die rodlt oftmåls a.
> Nur daß holt oft an Unreim håt, dås is wohl nit recht schön,
> wånn ma mit'n Gsicht dort eini fållt, was a Ochs verliert beim Gehn.

Ganz scharf aber packen sie jedes unsoziale Verhalten an, eine gesunde Abwehr der Gemeinschaft. Natürlich spiegeln sich auch die Zeitläufte im Faschingsbrief, und mit Humor befreien sie sich von den kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens. Unvergeßlich wird mir die Schalkhaftigkeit ihres Fragebogen-Liedes sein nach der Melodie: „Weißt du wieviel Sternlein stehen...?" In geradezu Hans-Sachsischer Art fanden sie sich aber mit einem Ereignis ab, das zutiefst in ihr Heimats- und Stammesbewußtsein eingriff: die Abtrennung des Ausseer Landls von Steiermark und seine Zuweisung an Oberdonau nach dem Anschluß. Wer die Ausseer kennt, der weiß, daß sie sich mit jeder Faser ihres Wesens als Steirer fühlen. Steirisch ist ihre Tracht, ihr Lied. Aus Aussee holte sich auch Erzherzog Johann – einer der wenigen deutschfühlenden Habsburger und Abgott des steiermärkischen Landvolks – 1827 seine Frau, die Postmeisterstochter Anna Plochl. Nun hieß es Abschied nehmen vom Steirertum. Wie taten sie das? Bekanntlich wird der Kropf wegen seines nicht gerade seltenen Auftretens scherzhaft

das „steirische Wappen" genannt. Nun vollzogen sie im Fasching 1939 feierlich die Kropfübergabe an Oberdonau.

Toben am Faschingsonntag die Unholde der dunklen Jahreszeit durch den Ort, kommen am Montag die Trommelweiber, um durch ihr Aufgelärme die schlafende Natur gleichsam zu wecken, so erscheinen am Faschingdienstag die schönen, segenbringenden Gestalten in voller Glorie. Es sind die „Flinserln". 20 bis 30 von ihnen ziehen meist paarweise (Nußmandln und Nußweibln) hinter der Musik durch den Ort, die abermals den Faschingmarsch spielt. Sie tragen ein grobleinenes Gewand, auf dem farbige Tuchflecken in allerlei Figuren aufgenäht sind. Wir erblicken da Sonne, Mond, Sterne, Herzen mit Dreispross, Mann und Frau, Tiere usw. Aus dem weitverbreiteten Fleckerlgewand der Fasnachtgestalten ist hier eine sinnvolle Auszier geworden, die an die bemalten Gewänder der Narros in Villingen, der Baar und Rottweil gemahnt, aber reicher und eigenartiger ist. Eine besondere Note erhält das Gewand durch den dichten Besatz mit Silberflitter (Flinserln). Auch die Überlinger Hänsele verwenden diesen Schmuck, vor allem um die Augen ihrer Tuchlarve zu betonen. Doch macht Aussee einen viel stärkeren Gebrauch davon. Man kann sich vorstellen, wie das sprüht und strahlt, wenn im Sonnenschein eines Wintertages der ganze Zug dieser bunten und leuchtenden Gestalten durch den Schnee geschritten kommt. Es braucht oft jahrelange Arbeit, bis solch ein Gewand fertiggestellt ist. Die älteren Flinserlkleider sind übrigens etwas einfacher und kräftiger in ihrem Besatz.

Ihr Gesicht verhüllen die Flinserln durch die „Gugl", eine den ganzen Kopf bedeckende Tuchmaske. Darauf sitzt ein Spitzhut mit einem Büschel Goldrausch obenauf. Der Hals ist hinten wie in Villingen von einer großen Krause verdeckt. In Aussee glaubt man venezianischen Einfluß bei der äußeren Erscheinung der Flinserln annehmen zu müssen. Ich habe schon mehrmals darauf verwiesen, daß die Flinserln, wie die übrigen Salzkammerguter Faschingsmasken viel eher mit süddeutschen Fasnachtgestalten zusammenstimmen. Das bestätigt auch ihr Gebaren. Die Flinserln tragen in weißen Säcken oder Polsterüberzügen eine große Menge von Nüssen mit sich. Um sie drängen sich die Kinder und schreien im Chor, während die Flinserln im Takt dirigieren:

> Fåschingtåg, Fåschingtåg, kimm nur bald wieda,
> wånn ma koa Geld nit håm, stehln ma an Widda (Widder),
> wånn ma koan Widda håm, stehln ma an Aar (weibliches Schaf),
> drum sein hålt die Faschingtåg går so viel rar (lustig).

Auf diese Aufforderung hin werfen die Flinserln eine Handvoll Nüsse aus, um die sich alles balgt. Nicht anders kann man die Rottweiler Narros würdevoll die Sprechchöre der Kinder dirigieren sehen:



Der beliebteste Narrenchor von Konstanz bis Rottweil aber lautet: „Hoorig, hoorig, hoorig isch die Katz; und wenn die Katz nit hoorig isch, so fangt sie keine Mäuse nit. Hoorig, hoorig, hoorig isch die Katz." Dann werfen die Hansele und Narros Süßigkeiten aus, die offensichtlich an Stelle der alten Fruchtbarkeitszeichen (Nüsse) getreten sind. Wenn die Bräunlinger Kinder (2) ihre Hänsele ansingen:

> Hanselakei, Hanselakei,
> häscht e Mul voll Erbsebrei,
> häscht dehoam e Wibli rund,
> 's Fidle wiegt ere hundert Pfund.
> Hanselakei, Hanselakei!
> Wisch vom Mul de Erbsebrei!

so werden die Huttler in den Dörfern vor Innsbruck (3) durch den Ruf herausgefordert:

> Unter der Bettschtodt schteht a Raiter,
> wer si nit außer traut, isch a Haiter,
> oans, zwoa, drai – Hudl ho!

Dann erscheinen die zottigen Gestalten und werfen Brotkügelchen und Brezen aus. In Aussee gibt es außer dem angeführten noch eine Reihe von Texten für die Sprechchöre der Kinder, etwa:

> Mei Båda schickt mi hê(r)
> um 13 Kreizer Schmeh (Schmer),
> und 13 Kreizer hån i nit,
> drum kriag i a koan Schmeh.

Oder:

> Na na, dås tuat der Peter nit,
> im kålten Wasser steht er nit,
> im wårmen will er a nit stehn,
> ja Peter, dås war schön.

Die Verse sind manchmal ziemlich derb. Bei den Veröffentlichungen werden solche meist unterschlagen, wodurch ein falsches Bild vom Volkswitz entsteht. So ist einer der beliebtesten Reime:

> Der Raffler scheißt ins Butterfaß,
> Sackrawalt, wie rumpelt das!

Ein Flinserl hat in seinem Sack auch Sägespäne, die es den sich um die Nüsse bückenden Kindern auf den Kopf streut. Vielleicht ist das ein Rest des Säens. Denn bei den Pflugumzügen der Masken im Fasching geht gewöhnlich auch ein Sämann mit, der Sägespäne ausstreut, natürlich besonders gerne auf die Zuschauer („Egetmannumzug" in Tramin, „Zuslrennen" in Prad, Südtirol). Schließlich gibt es noch die Gestalt des „Zacherl" in Aussee. Auf sein Kleid sind kleine Flitterplättchen genäht. Er schlägt mit einer an einem Stock befestigten Schweinsblase die Erde oder sich bückende Kinder. Auch hierzu gibt es im deutschen Fasnachtsgebrauch die mannigfachsten Gegenstücke: vom „Burgltreiber" beim Traminer Egetmann bis zu den Elzacher „Schuddigs" im Schwarzwald, die ihre Schweinsblasen klatschend auf den Boden schlagen.

Mit dem Sonnenuntergang verschwinden die Flinserln. In den Ausseer Gasthäusern aber spielt sich bis Mitternacht noch ein fröhliches Treiben ab, denn:

> Heit is da Fåschingtåg,
> heit sauf i wås i måg,
> heit måch i's Testament,
> 's Geld geht zan End.



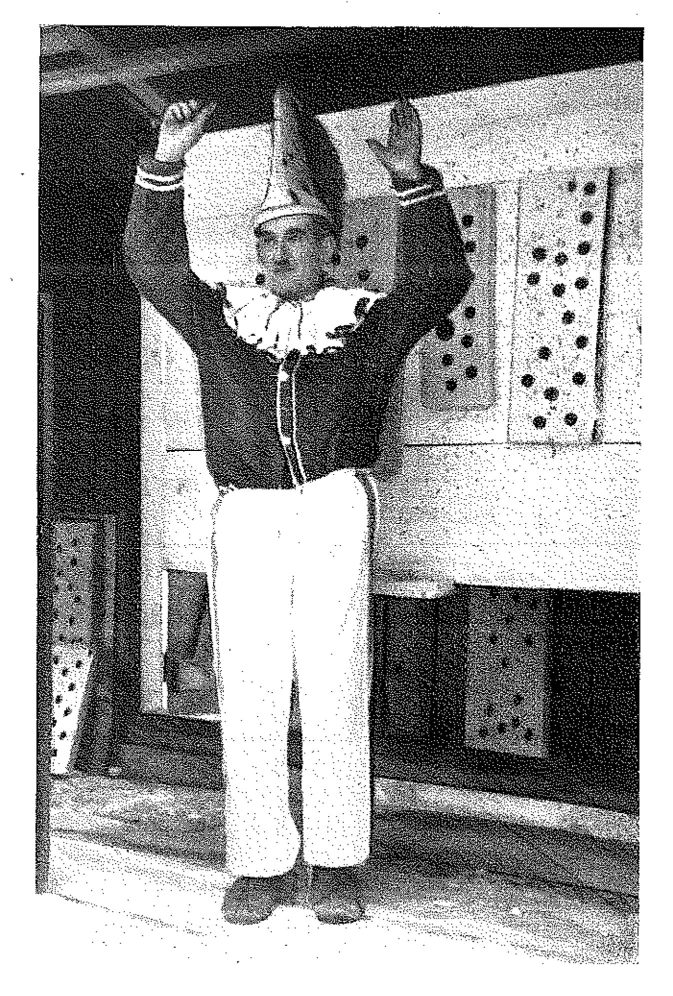
Ausseer Faschingsbrief



Wenn sich am Faschingssonntag die ersten Masken zeigen, tönt ihnen vielstimmig der Schrei „Pleß" entgegen.



Mit ihrem Besen stürmen die Pleß durch die Gassen von Aussee.



Der Zieler der Ausseer Stachelschützen zeigt einen Treffer im 2. Kreis an.

Um Mitternacht wird der Fasching begraben, eine als Leiche hergerichtete Maske. Einer mimt den Kaplan und hält die Trauerrede, alle heulen und schluchzen, während die Ministranten alle Anwesenden noch tüchtig mit Weihwasser „einweichen". Zum letztenmal ertönt der Faschingsmarsch und die narrische Zeit ist wieder einmal überstanden. Die ganz Gründlichen finden sich am Aschermittwoch noch zu einem Heringsschmaus zusammen. Damit ist ein Höhepunkt des Jahres für die Ausseer beschlossen. Sie hängen an ihrem Brauch ähnlich wie die Schwaben, die das Jahr von Fasnacht bis Fasnacht rechnen. Dem Forscher aber bietet ihr Treiben eine Fülle wertvoller Beobachtungen, denn er findet hier einen klaren Aufbau und altertümliche Züge, wie selten anderswo.

(1) J. E. Waldfreund, Volksgebräuche und Aberglaube in Tirol und aus dem Salzburger Gebirg, Zs. f. Mythologie und Sittenkunde III, Göttingen 1855, S. 337. – (2) H. E. Busse, Alemannische Volksfasnacht, Heimatblätter „Vom Bodensee zum Main" Nr. 45, S. 39. – (3) W. Hein, Das Huttlerlaufen, Berl. Zs. f. Vk. IX (1899), S. 111.

Alfred Webinger / „Fastnacht" und „Fasching"

Um die Ableitung der Ausdrücke Fastnacht und Fasching geht schon lange der Kampf. Bald wurde der Fastnacht der Begriff der kirchlichen Fasten zugrunde gelegt (1), bald wieder behauptete man, Fastnacht habe mit fasten nichts zu tun (2), es handle sich vielmehr um eine alte Bezeichnung nach dem Zeitwort fasen (= fruchten) (3) oder auch nach faseln (= tolles Zeug daherreden) (4) oder nach beiden Zeitwörtern (5); dann bestritt man jeden Zusammenhang zwischen Fastnacht und Fasching (6) oder man stellte Fasching als ungeklärt hin (7) und endlich erschienen doch wieder beide Wörter in wurzelmäßigem Zusammenhang (8).

Ein zwingender und zusammenfassender Beweis wurde aber bis heute weder für diese noch für jene Behauptung erbracht. Es lagen und liegen allem Anschein nach für die Verneinung eines Zusammenhanges zwischen Fasnacht, Fasching und fasen auch kirchlich-religiöse Gründe vor.

Grimms Behauptung, Fast-(nacht) sei zu Fas-(nacht) verkürzt wie Kunst zu Kuns, leidet zunächst daran, daß ja die Form Fastnacht durchaus nicht als die älteste überliefert ist. Wenn auch die vielen Zufälligkeiten unterworfene schriftliche Überlieferung weitaus nicht alles besagt, da eine Form, die um 1250 zum erstenmal angetroffen wird, trotzdem schon um 1200 geläufig gewesen sein kann, so muß immerhin auf die zeitliche Überlieferungsreihe deshalb eingegangen werden, weil z. B. ein allerneuestes Wörterbuch behauptet (9), „Fastnacht mhd. (seit etwa 1200) vastnaht, später (mit Erleichterung der Gruppe stn) vasnaht, noch später (unter nachträglicher Anlehnung an frühnhd. fasen = Possen treiben) fasnacht... Die Deutung kann allein von der ältesten Form ausgehen".

Demgegenüber steht nämlich fest, daß sich schon um 1206, und zwar in Wolframs Parzifal, vasnaht findet, während vastnaht erst 1299 und vastenaht 1314 auftaucht (10).

Ist also die Deutung bei der ältesten Form anzusetzen, dann eben bei vasnaht! Zunächst sei bemerkt, daß mindestens ebenso leicht wie ein Übergang von st zu s ein solcher von s (ss) zu st und damit die Möglichkeit der Entwicklung von fasen zu fasten zu belegen ist.

Mhd. finden wir neben tasen auch tasten, neben räsen noch razzeln und rasteln; im Bayrischen hört man statt niesen fast nur niastn, teilweise für Drüse Driastn (11), das Kasserol und der Kessel erscheinen als Kasterol und als Kestl. Neben feiseln gibt's feisteln, aber auch fisseln (12). Die Brennessel spricht man im Bayrischen als Brennestl und der urkundlich Nesselbach lautende steirische Ortsname spricht und schreibt sich nur Nestelbach (13). In Oberösterreich wird jene weibliche Kraft, die beim Schnitt die Getreidegarben faßt, also die Fasserin, nur Fasterin genannt (14). Diese Übergänge von -s zu -st haben den Vorteil für sich, zum größten Teil der lebendigen Mundart zu entstammen. („Kontakt-Dissimilation", wie „Fähndrich" aus „Fähnrich".) Es ist ferner zu bedenken, daß nach dem Schwund des e zwischen s und n (Fas-n-acht) die Einstellung eines t vom Standpunkt der Sprechwerkzeuge aus geradezu „auf der Zunge lag". Fragen wir uns übrigens, warum Fastnacht zu Fasnacht geworden sein soll! Grimms „Analogien" (Kunst zu Kuns usw.) befriedigen doch wirklich nicht so richtig. Jedenfalls müßte ein sprachlicher oder sachlicher Grund anzuführen sein. Sprachlich ließe sich einwenden, warum nicht auch die „Kasten-nische" zur „Kas-nische", warum nicht die „Fasten-nudeln" zu „Fas-nudeln" und die „Fasten-nockerl" nicht zu „Fas-nockerln" geworden sind. Eine der vielen Mundarten hätte ja doch diesen Fall erleben können oder müssen.

Und sachlich? Wenn dem Deutschen oder, gleich weiter gefaßt, dem Germanen der Begriff des Fastens unbekannt gewesen wäre, so wäre dies immerhin noch ein Anlaß gewesen, den ungewohnten oder unbekannten Begriff des Fastens durch Unterlegung eines geläufigeren (fasen, faseln) zu ersetzen (Volksetymologie). Aber da schon der vorchristliche Germane das Fasten sehr gut kannte, ja so gut, daß von der Kirche dieses germanische Fasten als „heidnisch" verurteilt wurde, so entfällt auch dieser Grund. Es bestand also auch sachlich wirklich kein Anlaß, das „Fasten" etwa durch das bekanntere „Fasen" zu „deuten" oder zu „etymologisieren".

Wenn wir den in der Überlieferung festgehaltenen Formen nachspüren, so ergibt sich folgendes Bild:

vas-naht ... 1206 (15), 1295 (16), 1298 (17), 1300, 1360 u. ö.; vase-naht ... 1268 (18), 1363 (19), 1405 usw.; vasen-naht ... (20); vaß-naht (21); vash-nacht ... 1327 (22); vasch-nacht (23); fasche-naht (24) (1376–1439); Faschang ... 1283 (25) u. ö. so auch 1391 (26); vaschang (27); Personen-Namen Faschang 1404 (28); vaschanck (29) (1449); vaschang-tag ... 1303, 1337 usw. (30); vaschang-zît (31); dazu lateinisierte Formen wie „(tempore) vascaneo" (1295), „(tempore) vascangali" (1431), „(tempore) vashangali" (15. Jahrh.), „(tempore) vaschangi" (1486) (32). Dann: fassang, vassang ... 1303 (33); fassang-tag (Wien, 1440) (34), aber auch schon so im 14. Jahrh. (35). Dazwischen von 1299 an vast-naht und vaste-naht (1314, 1334, 1350), vast-abent, (1477) (36).

Schon ein Blick auf diese Formenreihe drängt einem die Überzeugung auf, daß Fast-nacht kaum vor Fas-nacht zu stehen kommen dürfte, zugleich aber wird einem auch der zwischen Fasnacht und Fasching bestehende Zusammenhang ziemlich deutlich.

Besehen wir uns aber Formen, wie sie in den Mundarten vorkommen, so tritt uns des Rätsels Lösung noch etwas näher.

Vor allem sind die Formen mit Fase- und Fas-, also Fasenacht, Fasinacht, Fasinad, Vasnacht, Fasnacht u. ä., geradezu gehäuft im Gebrauch in den lebendigen Mundarten (37). Schon Schmeller (38) stellt fest, und zwar für die älteste Zeit, daß die Formen mit vas-(fas-) am gängigsten sind und eben dadurch Zweifel gegen die Ableitung von fasten erregt würden; dabei bringt er gegen 40 entsprechende Formen mit fas- auf; er selber schreibt Faßnacht.

Im Siebenbürgisch-Sächsischen treffen wir die Fuesnicht, eine Form, die nur auf mhd. vase-naht oder vasnaht zurückgehen kann. Denn mhd. vast-naht (von fasten) könnte niemals diese Form zeigen, sondern müßte zu Fasnich oder Fastnicht geworden sein, „der Ableitung von älterem faseln gibt unsere Mundart recht. Sie hat nirgends t im Bestimmungswort" (39).

In der Mundart um Trier heißt die Fasnacht Faosnaocht; stammte das Wort von fasten ab, so müßte es langes a haben, fasten heißt dort „fasden"; entsprechend bei Faoselhans (40).

Dazu halten wir, daß z. B. das Schwäbische und das Rheinpfälzische nie Faschtnacht, wie es heißen müßte, wenn es von Fasten abzuleiten wäre, sondern immer nur Fasnacht verwenden (40a). Friedrich Schön endlich belegt für das Saarbrücker Land auch „Fasenacht" (Fasenat, Fasent, Fased) und hält gründlich auseinander: 1. „Fase-kichelcher" (= Fastnachtskrapfen) und „Fase-botze" (= Fastnachtsvermummte) von 2. „Faschde-bretzel" (41). Damit bezeugt er, daß in seiner Mundart zwei mit Rücksicht auf ihr Bestimmungswort völlig getrennte Formen vorkommen. Die eine Gruppe gehört zu fase-, die andere zu fasten („Faschde-"). Wenn diese beiden Bestimmungswortgruppen in der unbeeinflußten Mundart derart deutlich auseinandergehalten werden, so beweist dies klar genug, daß es sich auch um zwei wurzelmäßig ganz verschiedene

Wörter handelt. Diese Belege allein scheinen mir eine bereits entscheidende Grundlage dafür zu sein, daß wir für das kirchliche, vom Fasten abgeleitete Wort Fastnacht ganz andere Voraussetzungen anzunehmen haben als für jenes Wort, das in Fasekichelcher steckt, zu dem also auch Fase-nacht gehört.

Hier möchte ich erwähnen, daß in Oberdonau unter dem Begriffe der Fastnacht auch die Nacht des 24. Dezembers verstanden wird (42); diese Fastnacht bedeutet den ganzen 24. Dezember bis zur Mitternacht und ist ein kirchlich streng gebotener Fasttag. Nie aber erscheint diese Fastnacht als Fase- oder Fasnacht, ebenso wenig wie die „Fastweihnacht" (24. Dezember) als Fasweihnacht erscheint.

Man hat sich schließlich auch daran gestoßen, daß die Fastnacht eine Einzahlbildung ist, und hat gemeint, wenn wir es dabei mit einer vorchristlichen Erscheinung zu tun hätten, so müßte Mehrzahlbildung vorliegen wie bei Weihnachten und Ostern, also etwa „in den Faselnächten" (43). Abgesehen davon, daß in einer Mundart tatsächlich auch die Mehrzahl vorkommt, nämlich „14 Tage nach den Faßnachten" (aus 1685) (44), kennen wir aber auch sonst noch einzelne Nächte wie die „Störnacht" (= „Beosetnacht" = „Unruhnacht"), die „Rauhnacht" und die „Löslnacht", lauter Nächte, die auf uraltes vorchristliches Brauchtumsgut zurückgehen und die alle immer nur eine einzige Nacht aus einer Reihe sachlich zusammenhängender, wenn auch oft weit auseinanderliegender Nächte bezeichnen.

In diesen Nächten wird allerlei Schabernack getrieben, weshalb eine von ihnen auch die „narrische Nacht" heißt. Über diese Nächte gibt Hörmann (45) eine ausführliche Schilderung. Dazu kennt die Volkskunde noch die sogenannten „Freinächte" (46), die den Unruhnächten entsprechen. So die Jürgennacht (24. 4.), die Nacht am Weißen Sonntag und die des 1. Mai, die alle zum Unfugmachen besonders offen stehen (46a). Ähnlich wird auch der frühe Morgen des Stefanstages (18. Februar) verwendet (47). In diesen Nächten übt die Jugend uraltes Rügerecht aus, das auch beim Faschingszug noch Geltung hat. Innere Verwandtschaft der Faschingsulke und der Unruhnächte liegt auf der Hand.

Zur Klärung der Frage Fasnacht trägt wohl auch die Tatsache bei, daß in Garmisch eine maskierte Person den Namen „Fasnacht" trägt, ein Weib mit zerzaustem Haar „a rechte Fasinad" heißt und daß ferner die „Fasinad" als Gestalt faulen Mägden den Rocken zerzaust (Rügerecht) (48).

Damit erweisen sich diese Ausdrücke nach Inhalt und Form als ganz feste alte Begriffe, die kaum mit fasten etwas zu tun haben können.

Aber auch die Form vastel-(fastel-)abend, ihnen entsprechend auch Formen im Nordischen, vom Mnd. kommend (49), sprechen durchaus nicht etwa für eine Grundlage aus dem Bereiche des „Fastens", öfter vielmehr dagegen. Vor allem liegt rein sprachlich der Übergang von Fase zu Faste, also vom „Faselabend" zum „Fastelabend", wie schon gezeigt, sehr nahe.

Hat sich bisher vor allem im Rahmen des Sprachlichen aufzeigen lassen, daß Fastnacht seine Abstammung eher von fas-en(fasel-en) als von fasten herleitet, so soll nun nachzuweisen versucht werden, daß zwischen Fasnacht („Fastnacht") und Fasching ebenfalls sprachlicher Zusammenhang besteht, damit es nicht bei der bloßen Vermutung bleibt, wie sie die Nebeneinanderstellung der zeitlichen Abfolge der entsprechenden Formen bereits aufkommen ließ.

Übergänge von s zu sch liegen genügend vor. Am häufigsten geht s nach r in sch über, auch in der Schriftsprache, so in unwirs = unwirsch, ars = Arsch u. ö. In der Mundart, vor allem im

Alemannischen, findet sich dieser Übergang am häufigsten, er tritt jedoch auch im Bayrischen wiederholt auf (50). Ich erinnere an die Ferschn (= Ferse), an Pferschi (= Pfirsich). – Mhd. jest und jesten erscheinen nhd. als Gischt und gischten, mhd. grosse = nhd. Groschen, mhd. harnas = nhd. Harnisch. Im Mittelhochdeutschen findet sich neben veilsen auch veilschen, neben vleis auch vleisch, entsprechend vleisen und vleischen. Im Fränkischen erscheint die Goasl (Peitsche) als Goaschl, Eis als Eisch, ähnlich in der Mundart von Gottschee, im Mhd. gibt es neben dem stm. brûs auch ein stf. brûsche, beide mit der Bedeutung brausen. Ferner stehen im gleichen Bedeutungsrahmen die Formen krizen, krîsten und krîschen nebeneinander, wobei wir den Wechsel zwischen ss, sch und st beobachten können. Dazu noch mhd. nesche = niesen, brasteln (= prasseln) und brüscheln.

Das Schwäbische führt neben einer fasnet auch eine fosenocht, dazu noch die Formen Vasnacht, Faßnacht und Vaschnacht (51). Schon Weigand weist bei der Behandlung des Wortes Fasching auf diese Übergänge des s in sc und sch hin, wobei er von der Grundlage mhd. vase-, vas- und fasnacht ausgeht, die Form vashnacht für 1327 beibringt und die mhd. Formen fassang und faschang (vaschang) anführt (52).

Für den Wechsel zwischen s, ss, sk (sc) und sch scheint mir folgende Zusammenstellung wichtig. Wir finden im Althochdeutschen einen „ostar-frisking", können aber aus der ins Altfranzösische übernommenen Form „fresange" erschließen, daß auch eine s-Form geläufig war. Jedenfalls gibt außerdem Lexer für Kärnten neben Frissang und Frissing (junges Schaf) auch zimbr. vrischong an (53). Mhd. heißt dieses Tier vrisching, nhd. Frisch(l)ing. Bei den für Fasching überlieferten Formen stoßen wir auf dasselbe wechselnde Spiel (Fasking, Vaskang, Fassang, Fassenk, Vaschang, Fasching, Faschung, voschonk) (54).

Demgegenüber ist mnd. vastgank, anord. fostugangr (Beginn der Fasten) von gangr (= Prozession) (55) naturgemäß keinerlei Erklärung für unser bayrisches Wort Fasching, sondern offenbar nur eine volksetymologische Deutung von vashang oder vassang.

Desgleichen muß der Versuch, die aus bayrischem Gebiet für 1283 belegte Form „vaschanc" („vastschang", „mhd. vast-schanc") als „Ausschenken eines Fastentrunkes" zu erklären (56), zurückgewiesen werden. Wenn in diesem Zusammenhang noch zu lesen ist, die Form Fasching mute uns heute fast fremdsprachlich an, so ist diese Behauptung schwer verständlich. Und für den Fastentrunkausschank müßte doch auch gezeigt werden, wieso der Fasching durch einen Fastentrunk seinen Namen bekommen hat, wo doch solch ein Ausschank erst für die Zeit nach dem Fasching, also für die richtige Fastenzeit, in Betracht kommen könnte!

Die Versuche einer „Erklärung" durch „vach schant", „vach schank" und „vach scham" (57) sowie durch Fasting (von fasten) (58) seien nur der Seltsamkeit wegen erwähnt.

Eine besondere Sache ist noch anzuführen. In einem Vokabular des 15. Jahrhunderts (Klagenfurter Handschr.) (59) findet sich das lateinische Wort, aus dem sich Fasan herleitet, vasianus durch vaschang wiedergegeben. Dies beweist, daß sich auch in den Alpenländern bayrischen Sprachstammes ein s, vor allem st, leicht in sch verwandelt hat. Außerdem muß fasân = vasianus mit vaschan(g) = Fasching gleich oder fast gleich gesprochen worden sein (fasân – vashan – vaschân) (60).

Bei dieser Gelegenheit drängt sich die Vermutung auf, daß all diese verschiedenen Endungen im Rahmen des Wortes Fasching vielleicht nichts andres zu bedeuten haben, als die Wiedergabe eines silbischen n zu ermöglichen. Auf jeden Fall ist heute im Steirischen die Aussprache

„Fosch-n" ganz allgemein (silbisches n). Der Steirer spricht von der „Foschn-nocht". Die alten Lautungen vase(n)-naht, Faß(n)-nacht- Fasche(n)-nacht und die latinisierte Form vascan-eo, der der Kehllaut fehlt, dazu gehalten, könnten einen in der Ansicht bestärken.

Da nun aber in Böhmen in einem Fasnachtsspiel eine Person namens Foschai auftritt (61) und diese eine Verkleinerung zu Fosch (Fasch) vorstellt, liegt es sogar nahe, daß wir auch von hier weg zu einer Urform Fasch-, Vas(s) und somit zur Wurzel Vas-, Fas- zurückfinden können.

Sehen wir aber nun die sprachliche Grundlage für Fasnacht im Begriffsfeld von „fasen" und hängt mit der Fasnacht auch der Fasching sprachlich zusammen, dann ist der Fasching, die „Faschangzît" des Mittelhochdeutschen, jene Zeit, in der das Fasen zu seinem vollen Rechte kommt. Mit dem allmählichen Nachgeben der Winterhärte, mit der steigenden Sonne und den länger werdenden Tagen erwacht die gesamte Natur zu neuem Leben. Die ersten Frühblumen stecken langsam ihre Köpfchen hoch, die Stimmen der Vögel lassen sich öfter und öfter vernehmen, der tierische Nachwuchs in der freien Natur, allen voran der des Hasen, und im Bauernhof die Kücklein treten immer auffälliger in Erscheinung und endlich ist als Teil im Ganzen auch der Mensch in dieses freudige Aufleben eingeschaltet, auch seine Lebensbejahung steigert sich zusehends im Gleichlauf mit der Natur. Übermut und Fröhlichkeit sind die äußeren Zeichen dieser frohen Stimmung, die sich weiterhin auch noch in Umzügen aller Art, in Umritten und Vermummungsumläufen, im Winteraustreiben, Todaustragen, Faschingbegraben, Tattermannverbrennen und in Rockereisen ausdrückt. Mädchen werden von Burschen mit Wasser besprengt oder sie müssen einen Pflug ziehen, verjüngende Altweibermühlen werden in Gang gesetzt und Faschinghochzeit wird gehalten. Sonnenscheiben läßt man brennend über die Hänge hinabrollen, Tänze und Reigen finden statt. Blochziehen ist üblich und vor allem gibt's Lärm in vielerlei Formen: Aperschnalzen, Schellenläuten, Schießen und Schreien.

Nichts ist leichter zu ersehen, als daß es sich dabei vielfach um ein „Erwecken" der Natur dreht, um eine das Fruchten fördernde Nachahmung natürlicher Fruchtbarkeitsvoraussetzungen; dafür spricht neben anderm besonders das Mittragen von Fatschenkindern und „Poppelen". Auch Beziehungen auf Flachsgedeihen, Maiswuchs und Roggenerträgnis treten bei diesem Brauchtum hervor (62). Und so meint Martin Wähler in seiner Thüringischen Volkskunde (63) wohl mit gutem Recht, einzelne dieser Faschingsbräuche schienen „eine Steigerung der anhebenden Frühlingskraft zum Gedeihen für Mensch, Vieh und Acker in ernsten kultischen Fasnachtbegehungen bezeichnet zu haben".

Im Rahmen der Fasnacht sind die besonderen Züge zusammengeballt und gehäuft, als sollten sie nochmals im Fluge vorüberziehen bei letzter Gelegenheit vor Beginn der durch die Kirche angesetzten Zeit der Vorbereitung auf Ostern. Das Treiben, das wir heute für den ausgesprochenen Fasching als so bezeichnend finden, war und ist teilweise durchaus nicht auf den „Fasching" beschränkt. Denn Maskentragen und Mummenschanz lassen sich in freilich verschiedenen Formen schon lange vor Weihnachten nachweisen und reichen bis weit über Ostern hinaus. Nun aber wird z. B. in der Lüneburger Heide das selbst in diesem Falle immer noch „Fastnacht" benannte Maskenumzugtreiben schon mit Neujahr begonnen und Woche für Woche in einem anderen Dorfe durchgeführt (64). Ähnliche Tatbestände liegen der irrtümlichen Auffassung zugrunde, die von einem „Vorverlegen der Unterhaltungen des Faschings auf die Feiertage von Weihnachten, Neujahr und Heilige Drei Könige" spricht, wie dies für Osttirol der Bericht einer Jesuiten-Volksmission zwischen 1736 und 1744 tut (65).

In Tirol begannen ja hierher gehörige Erscheinungen bereits um Martini, wo mit dem „Martinsgestämpf" die mit den Faschingsumzügen eng verwandten nächtlichen Rügengerichte einsetzen (66).

Aus diesen Umständen ergibt sich wohl, daß die Fasnacht (= „Fastnacht") wirklich nur eine kleinste Teilerscheinung einer ganzen Kette zusammenhängender alter Kultbrauchformen ausmacht.

Die mit den Faschingsbräuchen verbundenen Maskenumzüge sind das Abbild des Totenheeres, das ja das Wachstum beeinflußt (67). Und die beim Faschingszug gern geübte Sitte des Fitzelns mit der grünen Rute, des Schlages mit der Peitsche und des Benetzens mit Wasser ist für die wichtige Rolle der Fruchtbarkeitsanregung beweisend.

In Garmisch-Partenkirchen nun führt der Vortänzer beim Maskentreiben entweder eine grüne Fichtengerte oder einen Ochsenfiesel, das „Rüatla" genannt, mit dem er den Takt gibt (69). Im Imster Schemenlauf trägt der „Roller" den „Pemsel", einen Wedel aus Holzfasern, in der Hand (70). Der „Pinsel" (= Pemsl) ist in der Jägersprache das Haarbüschel an der Brunftrute des Schalenwildes, aber auch schlankweg die Brunftrute selber (71). Der Pinsel kommt vom lateinischen penicellus her, penicellus aber, wenn auch vielleicht nicht unmittelbar mit penis zusammenhängend, bedeutet immerhin auch den Schwanz, das vom Körper „Abhängende" (72). Mhd. visel ist das männliche Glied, und mit diesem Wort wieder hängt das alte vasel = Nachkommenschaft, Junges zusammen. Das Schweizerische Idiotikon führt an unter Fasel: junges Vieh, junge Zucht besonders derselben Mutter, Haufe von Tieren, zur Zucht bestimmte Fische, Hühner, Bienen. Auf den Menschen übertragen: Geschlecht, Kinder, Stamm; bei Reben der Teil, auf welchen man das nächste Jahr schneiden will (73).

Unter faslen: Junge werfen, befruchten, (vom männlichen Tier) bespringen, (von Pflanzen) neue Wurzeln treiben, keimen, Fruchtknoten ansetzen, Knospen bilden (74).

Endlich unter Fisel: Gerte = Rute, Gerte = Geisel, Rute als männliches Glied, meist von Tieren, usw. (75).

Aus dieser Zusammenstellung ergibt sich der enge sachliche und sprachliche Zusammenhang zwischen Fisel, Fasel und faseln. So erhält von dieser Grundlage aus die Fase- oder Faselnacht ihre starke, sinnfällige Stellung als jener Zeitpunkt, an dem alles Lebensbejahende zu seiner besonderen Bedeutung kommt.

Daß die Wurzel vas-(fas-) stark verwendet wurde, bezeugt für die alte Zeit die Fülle von Zusammenhängen mit vas-(e, -el) und ves-(el) z. B. in Schmellers mittelhochdeutschem Wörterbuch; wie gerne und gehäuft aber die heute noch lebendigen Mundarten diese Wurzel gebrauchen, darüber belehren die neuzeitlichen Mundartwörterbücher (Schwäb., Schweizer., Siebenb., Sächs. usw.). Einige Hinweise seien gebracht. Das Mhd. führt u. a. auch die Eigenschaftswörter veselic und vesel = fruchtbar. Zu ersterem gehört gewiß der Ausdruck „die Fasaleggen" (Faseligen), der im oberfränkischen Effeltrich jene Burschen bezeichnet, die einen Strohbären zur Faschingszeit herumtragen und Mädchen schwärzen (76). Dazu finden wir im Mhd. neben vaselen = gedeihen auch ein veselen, das so viel wie „gedeihen machen", „pflegen" heißt. Fernerhin kennt das Mhd. ein starkes Neutrum vasel = junge Nachkommenschaft und ein starkes Maskulinum Vasel = zur Fortpflanzung dienendes männliches Vieh. Im heutigen Steirischen lebt noch der Ausdruck Fosl = Gesindel, im Schweizerischen gibt es das Wort „gefaslet" = „reich an Nachkommenschaft" und „faslig" = „fruchtbar", beides vom Schwein

(77). Im Schleswig-Holsteinischen kennt man die „Fasselfarken" = zur Zucht bestimmte Ferkel (78). Recht wertvoll ist noch das Vorkommen zweier Wörter im Schwäbischen, nämlich 1. Faselhemd = das Hemd, das die Gevatterin ihrem Patenkind gibt, damit es darin besser gedeihe, und 2. Faselmann = verlarvte Person, Butz (79).

Diese beiden Ausdrücke leuchten tief hinein in das Vorstellungsgebiet, aus dem heraus auch die Leben erweckenden und Keimung fördernden bereits angeführten Bräuche (Fitzeln, Peitschen, Besprengen, Lärmen) ihre innere Begründung erhalten.

Da der Germane vor allem Bauer war, mußte er mit dem Wechsel der Jahreszeiten innerlich verbunden sein. Eine Selbstverständlichkeit daher, daß die Nachwinterzeit auf germanisches Vorstellungsleben und germanische Brauchtumsbildung und Feiergestaltung allergrößten Einfluß hatte. Grundlage und Voraussetzungen für die um diese Zeit sich wieder erneuernden Daseinsbedingungen war und blieb die ewige Fruchtbarkeit des Bodens mit seinen Pflanzen und Tieren. Der maßgebende Begriff für Werden und Fruchten, aber auch für Befruchten und Zeugen war fasen (faseln) und der dieses wieder bedingende war vasel (visel).

So ist es nicht verwunderlich, wenn gerade Wörter dieses Stammes dazu verwendet wurden, der ganzen Zeit den sprachlichen Stempel zu verleihen. Oder ist es überhaupt denkbar, daß eine Zeit, die durch so sinnfällige und weitverbreitete Bräuche gekennzeichnet war, nicht schon seit Urzeiten einen Namen geführt haben soll? Sollte der Germane oder der Deutsche denn wirklich keine Nötigung empfunden haben, die Wochen des Nachwinters und des Vorfrühlings mit ihrer ausgeprägten Brauchtumsart aus eigenem zu benennen? Das ist nicht anzunehmen und es ist daher auch um so weniger zu glauben, daß erst durch den kirchlichen Begriff der Fastenzeit der Deutsche darauf gestoßen worden wäre, das neue Aufleben innerer, durch die Natur veranlaßter Freudenzeit selbständig mit Namen zu versehen.

Wenn wir also knapp nach 1200 vasnaht vorfinden, so haben wir keinen maßgebenden Grund mehr, beim Bestimmungswort an etwas anderes zu denken als eben an vasen oder faseln.

Die Kirche hat ja von Anfang an gegen das „Faschingstreiben" lebhafteste Abneigung gezeigt. Wir kennen doch einen Konzilsbeschluß des 8. Jahrhunderts (Synode von Liftinae, 745), der gegen „die Unflätigkeiten im Februar" Stellung nahm und sich auch gegen „das Herumlaufen in zerfetzten Kleidern" richtete (80). Mit diesen Wendungen ist wohl nichts anderes gemeint als das spätwinterliche Faschingstreiben und der damit zusammenhängende Vermummungsbrauch (vgl. auch die heute noch umlaufenden „schiachen Perchten"!).

Wenn die Kirche gegen den Fasching in seiner alten Form auftrat, weil sie in ihm eine störende „heidnische" Betätigung sah, dann liegt auch nahe, daß sie mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln die Erinnerung an diesen festlichen Brauch zu tilgen bestrebt war. Die Kirche hat ja in unzähligen Fällen ähnlicher Art rücksichtslos durchgegriffen und altes, bodenständiges und blutgebundenes Brauchtum entweder sich selbst einverleibt und ihm so den „Segen" gegeben oder es auch umgebogen und am Ende sogar lächerlich gemacht. Beispiele hierfür beizubringen ist hier ganz überflüssig (81). Wichtig ist nur die Überlegung, daß die Kirche auch im Falle Fasching durchgreifen wollte und von ihrem Standpunkt aus mußte. Und trotzdem muß noch Abraham a Santa Clara von der „dummen und wütigen Faßnachtzeit" sprechen; daraus ersieht man nebenbei, wie sehr der Kampf gegen dieses Brauchtum erfolglos war.

Wie nun die Kirche aus den Heiligen Nächten um die Wintersonnenwende herum eine Nacht besonders herausgriff, nämlich die vom 24. auf den 25. Dezember, und diese eben zu der einen

„Heiligen Nacht" stempelte, so ging ihr Streben noch weiter und sie versuchte besonders in neuester Zeit durch Presse und Predigt, aus dem alten Begriff „Weihnachten" (= zu den geweihten Nächten) „Die Weihnacht" (= Die heilige Nacht) zu bilden. Es blieb natürlich nur bei dem Versuch. Und genau entsprechend hat dieselbe Kirche aus der Reihe von Tagen der ganzen Fasezeit einen herausgenommen, ihn zum Abschluß dieser „weltlichen" Festeszeit gemacht und unter Verwendung des im Volke geläufigen Ausdruckes „Fas-(e)nacht" eine „Fastnacht" erfunden. Ein „seltsamer Zufall" ist es, daß wiederum die gleiche Kirche auch den „Karneval" als „carne vale!" (= „Fleisch, leb wohl!") erklärt, statt der vielleicht doch näher liegenden Deutung mit „carrus navalis" (altheidnischer Schiffswagen) zuzustimmen. „Seltsam" eben, weil auch in diesem Falle wie bei der Fasnacht wiederum die Ableitung von arteigenem Brauch durch die kirchliche Beziehung auf das Fastengebot ersetzt worden ist!

Freilich dürfen wir auch annehmen, daß zur Verbreitung des neuen Begriffes der Fastnacht nicht wenig die Prediger beigetragen haben werden, wenn sie den naheliegenden Weg des Wortspieles gegangen sind und mithalfen, die Fasnacht zur Fastnacht umzustempeln.

Ich fasse zusammen: Das Wort Fasnacht ist die ursprünglichere und sachlich wie sprachlich breit begründete Form, die engstens mit uraltem Brauchtum und bodenständigem Glauben zusammenhängt; ihr Bestimmungswort erstand aus der Verbundenheit des deutschen Bauerntums mit Scholle und Wachstum. Auf süddeutschem Gebiet hat sich aus diesem Bestimmungswort, das vielfach gebraucht war, über Fasse und Fasche eine mit -ang, -ing abgeleitete Form Faschang, Fasching herausgebildet.

(1) Grimm, D. Wtb., 3, 1353, wo wohl erwähnt wird, „Verknüpfung der Faste mit dem Wort Nacht scheint nur bei uns vorzukommen", dann aber doch daran gegangen wird, den vorauszusetzenden Übergang von Fast- zu Fas-, also von Fastnacht zu Fasnacht, durch Hinweis auf Übergänge wie von Kunst zu Kuns glaubhaft zu machen. Müller-Zarncke, Mittelhd. Wtb., 3, 329, nennt als älteste Form wohl „vas-naht", lehnt aber einen Zusammenhang mit fasen ab. Kretschmer, Wortgeographie, S. 193. Kluge, Etym. Wtb., 10. Aufl., S. 132. H. Paul, Deutsch. Wtb., 4. Aufl., S. 159. – (2) Hoops, Reallexikon, 2, 15. – (3) Siebenbürg.-Sächs. Wtb., 2, 315. Weigand, D. Wtb., 2. Aufl., 1, 438 f. Schleswig-Holstein. Wtb., 2, 25 f. Kluge, Etym. Wtb., 4. Aufl., S. 79. Vgl. Andersen, Über deutsche Volksetymologie, 5. Aufl., S. 307. Strobel, Bauernbrauch im Jahreslauf (3. Aufl.) S. 93 ff. mit Hinweis auf katholische Literatur. – (4) Lexer, Kärnt. Wtb., S. 91. Detter, Deutsch. Wtb., S. 26. Geramb, Blätter z. Gesch. und Heimatk. d. Alpenländer, 2. 121 ff. Brockhaus, Lexikon (1930), 6, 85. – (5) Höfer, Etym. Wtb., 1, 199. – (6) Kretschmer, Wortgeogr., S. 193. – (7) Kluge, Etym. Wtb., 4. Aufl., S. 78. Siebenb.-Sächs. Wtb., 2, 312. – (8) Paul, D. Wtb., 2. Aufl., S. 159. – (9) D. Wtb. (Trübner), 2, 300. – Ebenso Kluge, Etym, Wtb. 11. Aufl., S. 149. – (10) Vgl. auch Spamer, D. Fastnachtsbräuche, S. 21. – (11) Vgl. auch Haasbauer, Teuthonista, 1, 103. – (12) Schmeller, Bayr, Wtb., 1, 767. feiseln = leicht regnen. Zu fisseln vgl. Fuchs, Etym. Wtb., S. 76. – (13) Kniely, Ortsnamen des Bez. Umgebung Graz, S. 26. Jahresber. d. Akad. Gymnas. Graz, 1927/28. Lexer, Kärnt. Wtb. unter Nessel. – (14) Heimatgaue (Linz), 1925, S. 207. – (15) Parcival 409, 8. – (16) Schmeller, B. Wtb., 1, 763. – (17) Sozin, mhd. Namenbuch, 1121. – (18) Ebenda, und weiterhin 12 Vasenaht oder Vasnaht, 1 Vasinad gegen 2 mit Vast. – (19) Schmeller, B. Wtb., 1, 763. – (20) Schmeller, Mhd. Wtb., 3, 27, 29; B. Wtb., 1, 763. – (21) Ebenda. – (22) Weigand, D. Wtb., 2. Aufl., 1, 436. – (23) Schmeller, B. Wtb., 1, 763. – (24) Schmeller, Mhd. Wtb., 3, 27, 29. – (25) Schmeller, B. Wtb., 1, 770. – (26) Ebenda. – (27) Schmeller, Mhd. Wtb., 3, 27. – (28) Schmeller, B. Wtb., 1, 770. – (29) Ebenda. – (30) Castelli, Wtb., 206. Schmeller, Mhd. Wtb., 3, 27. – (31) Schmeller, Mhd. Wtb., 3, 27. – (32) Schmeller, B. Wtb., 1, 770. – (33) Schmeller, Mhd. Wtb., 3, 27. – (34) Schmeller, B. Wtb., 1, 770. – (35) Schmeller, Mhd. Wtb., 3, 27, (36) Schmeller, B. Wtb., 1, 763 f. Mhd. Wtb., 3, 31. – (37) Vgl. Martin und Lienhart, Wtb. d. Elsäß. Mundarten, 1, 754 ff. Schwäb. Wtb., 2, 970 f. Müller, Rhein. Wtb., 2, 300 f. Dörrer, Das Schemenlaufen in Tirol, Vorwort. – (38) B. Wtb. 1, 763. – (39) Siebenbürg.-Sächs. Wtb., 2, 315. Vgl. auch Haltrich, Zur Volkskunde Siebenbürgens, S. 284. – (40) Christa, Wtb. d. Trierer Mundart, S. 83. – (40 a) Schmeller, B. Wtb., 1, 764. – (41) Wörterbuch des Saarbrücker Landes, 2. Aufl., S. 61. Vgl. Müller, Rheinisch. Wtb., 2, 312 f. (Unterschied zwischen fasten = faschde und Formen wie Fasenacht usw.). – (42) Heimatgaue (Linz) 7, 7. – (43) Spamer, Deutsche Fastnachtsbräuche, S. 21. – (44) Siebenb.-Sächs. Wtb., 2, 315. – (45) Tiroler Volksleben, S. 95 f, 73 ff. – Vgl. Sartori, Sitte und Brauch, 3, 191. – (46) Handwörterbuch d. D. Aberglaubens, 3, 45. – 46 a) Adrian, Von Salzburger Sitt und Brauch, 116 f. – (47) Unger-Khull, Steirischer Wortschatz, S. 212. – (48) Schmeller, B. Wtb., 1, 205. – (49) Falk und Torp, Norwegisch-Dänisch etym. Wtb., 1, 207. – (50) Willmanns, Deutsche Grammatik, 1, § 104. – (51) Schwäbisches Wtb. 3, 970 ff. – (52) Deutsch. Wtb., 2. Aufl., 1, 436. – (53) Kärnt. Wtb., S. 103. – (54) Vgl. Siebenb.-Sächs. Wtb., 2, 311. Tschinkel, Grammatik d. Gottscheer Mundart, S. 214; Mitteilungen d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen i. Böhmen, 1889, S. 64. – (55) Falk und Torp, Wtb., 1, 207. – (56) Trübners Deutsch. Wtb., 2, 295. – (57) Schmeller, B. Wtb., 1, 770. – (58) Fuchs, Etym. Wtb., S. 70. – (59) Lexer, Kärnt. Wtb., S. 91. – (60) Lexer, Mhd. Wtb., 3, 27. – (61) Mitteilungen d. Ver. f. Gesch. d. Deutsch. i. Böhmen, 1889, S. 64. – (62) Dörrer, Schemenlaufen, S. 14. Vgl. Strobel, Bauernbrauch, S. 95 f. (Lichterumzüge, Fackellauf). – (63) S. 419 ff. – (64) Spamer, Deutsche Fastnachtsbräuche, S. 19. Vgl. auch Strobel, a. a. O., S. 86. – (65) Dörrer, Schemenlaufen, S. 11; vgl. Strobel, a. a. O., S. 93. – (66) L. v. Hörmann, Tiroler Volksleben, S. 202. – (67) Wolfram, Schwerttanz und Männerbünde (mehrmals). – (68) Mannhardt, Feld- und Waldkulte, S. 253 ff.; vgl. Strobel, a. a. O., S. 94. – (69) Spamer, Deutsche Fastnachtsbräuche, S. 15. – (70) Dörrer, Schemenlaufen in Tirol, S. 30. – (71) K. Zeiß, Deutsche Weidmannssprache, S. 89. – 72) Walde, Latein. etymol. Wtb. (2. Aufl.), S. 572. – Falk und Torp, Norw.-Dän. Wtb., 2, 820. – (73) 1, 1055. – (74) 1, 1057. – (75) 1, 1075. – (76) Hans Strobel, Bauernbrauch, S. 97. – (77) Schweiz. Idiotikon, 1, 1057 f. – (78) Schlesw.-Holst. Wtb., 2, 21. – (79) Schwäb. Wtb., 2, 962. – (80) Indiculus superstitionum et paganiarum Nr. III und XXIV (vgl. Strobel, Bauernbrauch, S. 35 und 41). – (81) Nachzulesen bei Strobel, Volksbrauch und Weltanschauung, S. 24 ff.

*

H. A. Herrmann / Der Firstschmuck holsteinischer Bauernhäuser

Die in einzelnen Gebieten Holsteins auffällig einheitliche Gestaltung des Firstschmuckes hat bereits mehrfach zur Annahme einer stammesgeschichtlich bedingten Sonderentwicklung der verschiedenen Firstschmuckformen geführt. Jedoch liegt dieser Ansicht ganz allgemein ein Übersehen der allgemein verbreiteten Formen des Giebelschmuckes zugunsten einiger, handwerklich besonders weit entwickelter Firstschmuckformen zugrunde. Erst bei einer genauen Beachtung aller vorhandenen Arten des Giebelschmuckes darf ein Rückschluß auf Zusammenhänge im Werden und Entstehen dieser kleinen Kostbarkeiten am Bauernhause gezogen werden.

Erste Gruppe: Der Brant

Der in Holstein am häufigsten und gebietsmäßig in ziemlich gleichmäßiger Verbreitung anzutreffende Giebelabschluß besteht aus einem etwa 0,75–2 m langen Vierkantholz, das mit der Hälfte bis zwei Dritteln seiner Länge frei über die Firstlinie des Bauernhauses hinausragt. In dieser Form findet er sich in der Regel an beiden Giebelseiten des Hauses. Das Holz ist entweder auf das Windbrett aufgenagelt oder hinter dem Windbrett am Stoß des ersten Hauptsparrenpaares befestigt, wobei dann das nicht mehr sichtbare untere Ende des Giebelpfahles durch eine vor das Windbrett genagelte Blende angedeutet wird. Als Bezeichnung für diese Art des Firstabschlusses hat sich in der Literatur seit einer ersten umfassenden Beschreibung des bäuerlichen Wohnens in Schleswig-Holstein durch Meyborg das Wort „Brant" erhalten. Im Volksmund heißt dieser Firstschmuck einfach „Knüppel" oder „Dackpool". Im Gebiet des ehemaligen Herzogtums Lauenburg, in der Propstei und im alten Amt Bordesholm wird der Brant gewohnheitsmäßig nur auf den Scheunengiebeln und auf dem rückwärtigen Giebel des Wohnhauses angebracht, während er auf dem Straßengiebel einem handwerklich weiter ausgestalteten Giebelschmuck weichen mußte.

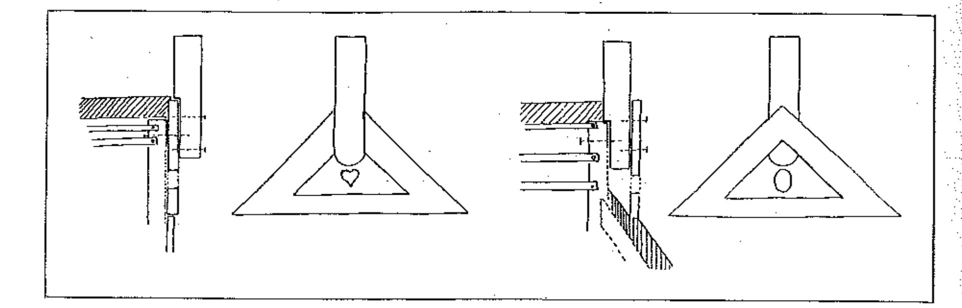


Abbildung 1. Die einfachsten Formen des „Brant".

Das leicht zu bearbeitende Material der hölzernen Giebelpfähle bietet natürlich Anreiz zur Ausgestaltung. Grundsätzlich lassen sich in Holstein geschnittene und gedrehte Giebelpfähle unterscheiden. Eigenartigerweise bleibt der Pfahl hier aber immer gerade und wird nie, wie es aus Westfalen und Ostpreußen bekannt ist, in sich spiralförmig abgedreht. Einzig durch die Anbringung von Kehlrinnen, ringförmigen Überständen und knopfartigen Abschlüssen wird eine größere Schmuckwirkung erreicht.

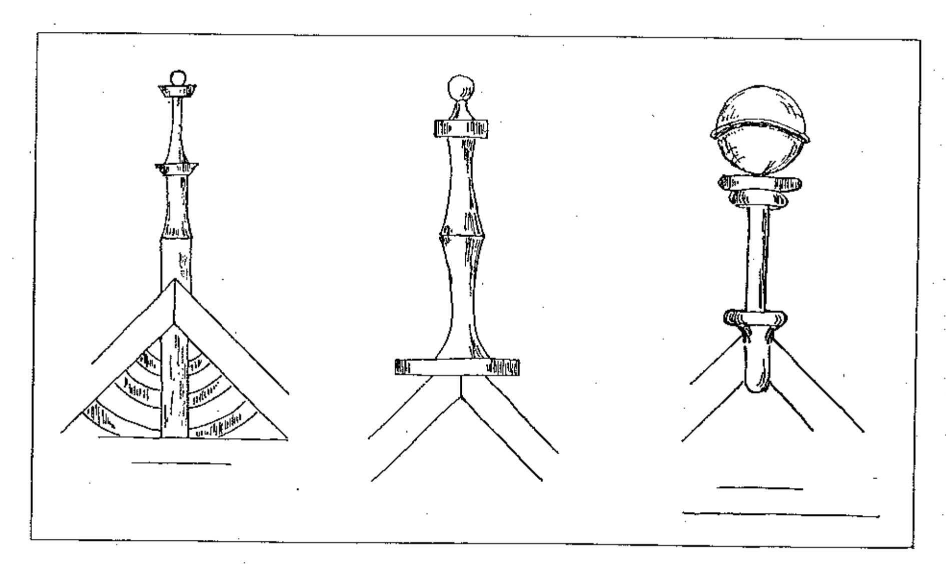


Abbildung 2. Formen des gedrehten Brant mit kugelförmigem Abschluß.

Bei der Verwendung gedrehter Hölzer als Giebelpfähle zeigt sich überall das Bestreben, den Brant möglichst schlank und zierlich zu halten. Die Anfälligkeit dieser dünnen Hölzer gegen Witterungseinflüsse und ihre geringe Widerstandsfähigkeit gegen Winddruck und Belastungen führt dann vielfach zu ihrer Auswechselung gegen solche aus Eisen und ist damit Anlaß zur Entwicklung der als Brantspieße bekannten Sonderform holsteinischen Giebelschmuckes.

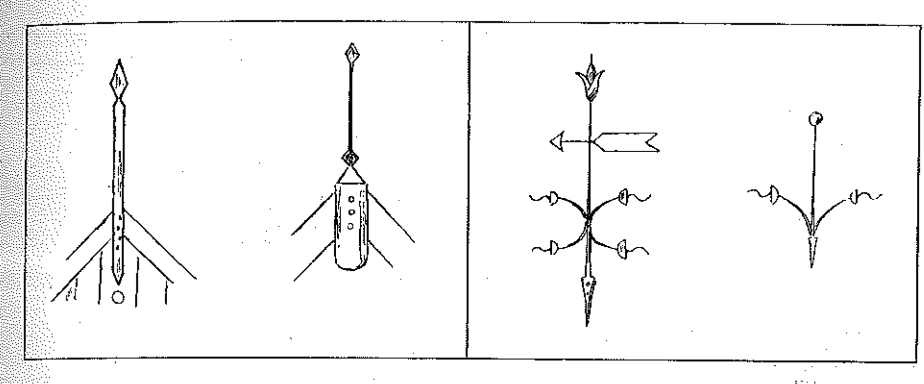


Abbildung 3.

Abbildung 4. Einfache Formen der Brantspieße.

Zweite Gruppe: Der Brantspieß

In seiner einfachsten Form ist der Brantspieß eine einfache Rundeisenstange, die auf einen kurzen Brant aufgesetzt wird. Der Brantspieß findet sich stets nur auf dem der Straße zugekehrten Giebel des Bauernhauses. Er ist in ziemlich gleichmäßiger Verbreitung im ganzen mittleren und östlichen Holstein anzutreffen und ist besonders im ehemaligen Amt Bordesholm zu wahren Paradestücken ländlicher Schmiedekunst entwickelt worden. Das Streben nach einer möglichst großen Schmuckwirkung führt zur Anfügung einfacher Bandeisenornamente an den Brantspieß.

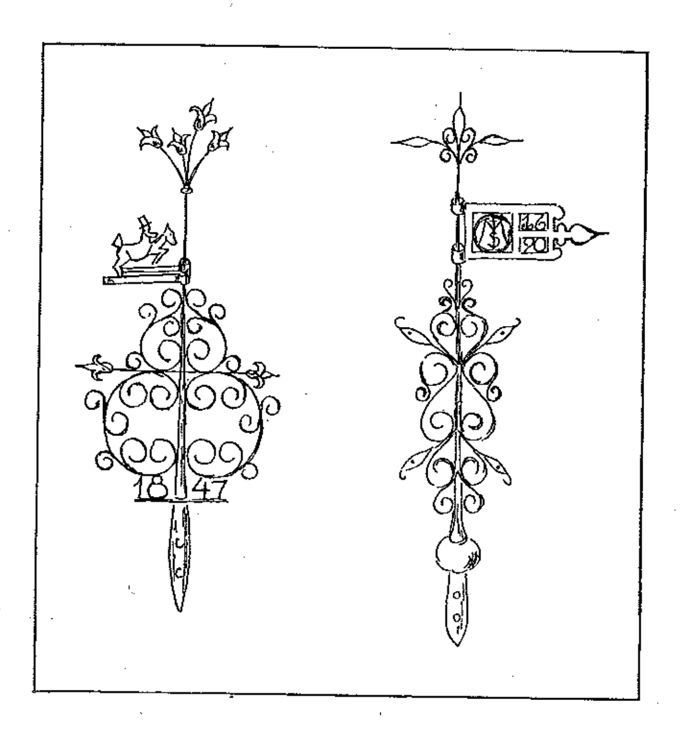


Abbildung 5. Brantspieße aus Ostholstein.

Diese zumeist einfachen Zusatzbildungen werden insbesondere im früheren Amte Bordesholm immer reicher ausgestaltet. Die Bandeisenornamente werden den vier Himmelsrichtungen entsprechend vierseitig, vielfach auch sechs- oder achtseitig ausgebildet. In den weitaus meisten Fällen wird als Motiv der weiteren Ausgestaltung die einfache oder gegenläufig gebogene Spirale, das Herz oder die Raute genommen. Als oberer Abschluß wird durchgängig eine Lilie gewählt. In einigen Fällen findet sich auch ein kugelförmiger Knauf oder ein achtstrahliger Stern als oberer Abschluß. Als Gesamterscheinung erinnern die Brantspieße so stark an das aus anderen Gebieten der Volkskunst bekannte Sinnbild des Lebensbaumes, so daß in ihnen eine Sonderform dieser Vorstellung gesehen werden kann.

Abweichend von der allgemein üblichen Spiralornamentik kommen im Gebiet des dänischen Wohld Brantspieße mit nach unten und oben geöffneten Halbkreisen vor. Auch dieses Motiv ist, wie die Spirale und die Doppelspirale, als Sonnenzeichen aus anderen Gebieten der Volkskunde bekannt.

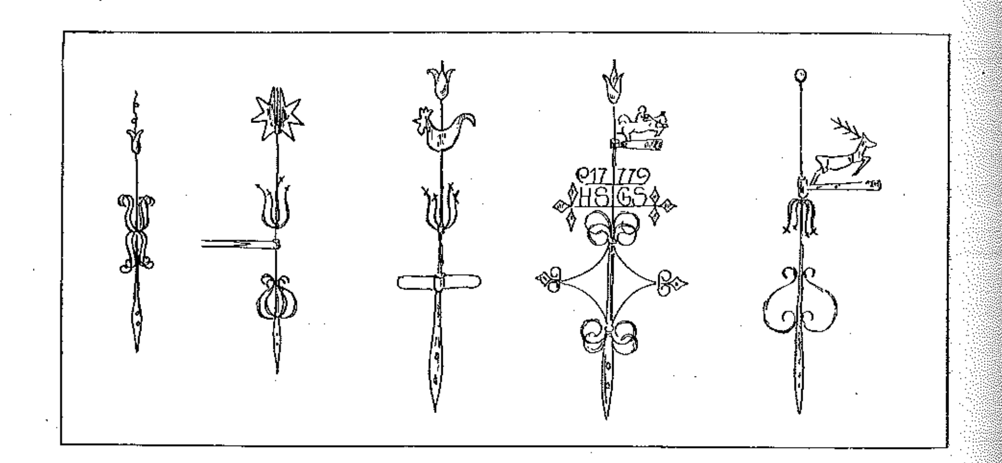


Abbildung 6. Brantspieße mit geöffneten Bogen.

Abbildung 7. Brantspieße mit figürlichen Darstellungen.

Zu der Bandeisenornamentik tritt in einem großen Teil der Brantspieße eine figürliche Darstellung. Im alten Amt Bordesholm ist es meistens eine Abwandlung des Reitermotives, ein in Zylinder und Bratenrock ausreitender Bauer in Groß-Flintbeck, oder ein reitender Narr mit Schellenkappe und Pritsche in Laböe. In der Umgebung von Neumünster findet sich vielfach der Hahn im Brantspieß; und in einem Fall tritt im Dorfe Hütten an die Stelle des Reiters ein springender Hirsch, das Wappentier der Bergharde, in der das Dorf liegt.

In den meisten Brantspießen tritt jedoch an die Stelle des Reiters eine Windfahne oder ein Pfeil, die, drehbar angebracht, sichtlich die Windrichtung angeben sollen. Vielfach wird die Windfahne dann der Hauptschmuck des Brantspießes und wird mit Jahreszahlen, den Initialen des Besitzers oder figürlichen Darstellungen des Reiters, des Hahnes oder sechsstrahliger Sterne versehen. Der obere Abschluß bleibt aber stets eine drei- oder vierblättrige Lilie.

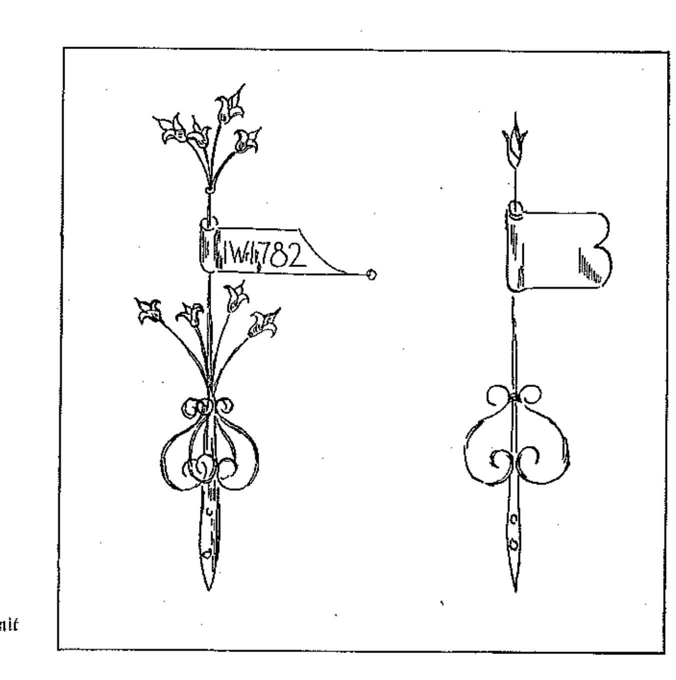


Abbildung 8. Brantspieße mit Windfahnen.

In den Dörfern der Propstei wird der Windpfeil zum Hauptbestandteil des Brantspießes und wird in den nördlichsten Dörfern schließlich zum alleinigen Firstschmuck. Da hier die Anfertigung der Giebelpfeile durch die Bauern selber geschah und teilweise noch geschieht, sind die mannigfaltigsten Abwandlungen in der Formgebung anzutreffen.

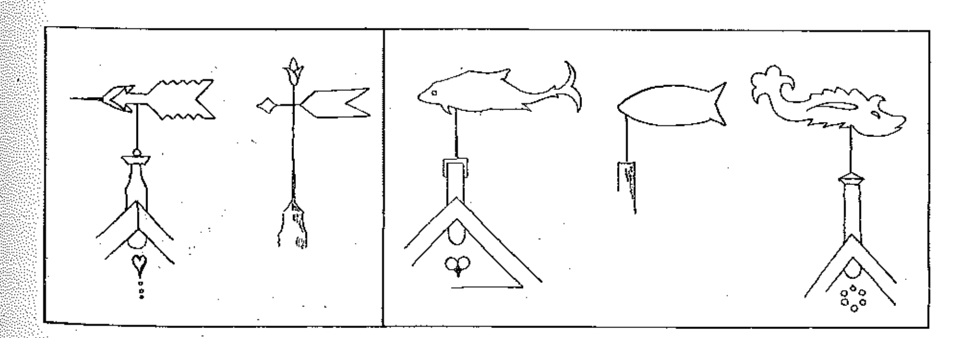
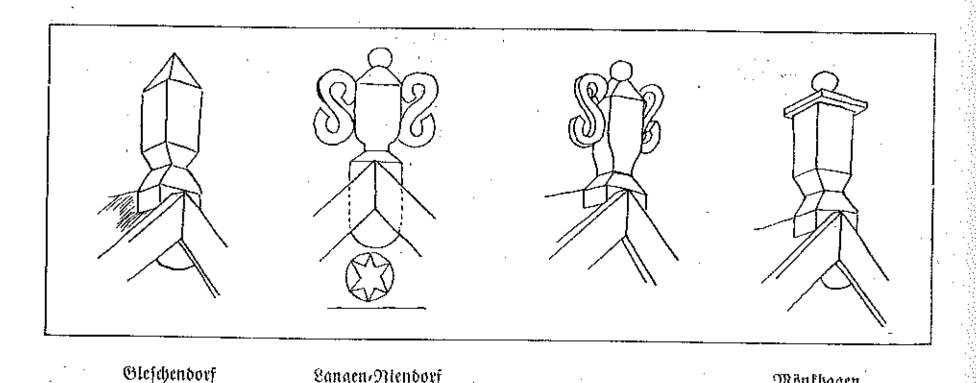


Abbildung 9. Windpfeile aus der Propstei. - Abbildung 10. Propsteier „Barse".

In den nördlichen Dörfern der Probstei finden sich nun in der gleichen Verwendung und Anbringung wie die Giebelpfeile Nachbildungen von Fischen als Firstschmuck. Dabei ist von Norden nach Süden ein ganz allmählicher, in vielen Zwischenformen sich vollziehender Übergang zwischen Pfeil- und Fischformen festzustellen. Die Anbringung der Fische auf kleinen Brantspießen weist darauf hin, daß es sich hier um eine Parallelform zur Verwendung eines Hirsches an dem bereits genannten Brantspieß aus dem Dorfe Hütten handelt. Nachweislich führte die Grundherrschaft der Dörfer Barsbeck und Stakendorf einen Barsch als Wappentier, woraus sich der Brauch ergab in diesen Bezirken den auch heute noch als „Bars" bezeichneten fischförmigen Firstschmuck zu verwenden. Außerhalb der Propstei findet sich ein fischförmiger Firstschmuck nur noch in Zarrentien und Güster-Siebeneichen. Hier ist dann eine Nachwirkung des christlich-kirchlichen Fischsymboles nicht zu übersehen.

Dritte Gruppe: Die Giebelurnen

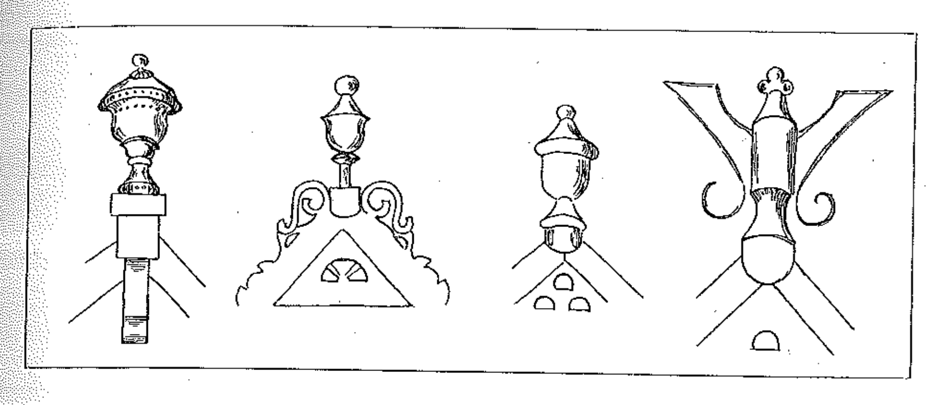
Völlig abweichend von den bisher genannten Formen des Giebelschmuckes scheinen die besonders im Lauenburgischen, Ratzeburgischen und in Stormarn in großer Anzahl zu beobachtenden urnenförmigen Firstaufsätze ausgebildet zu sein. Die Anbringung und Verwendung als Giebelschmuck entspricht genau der des Brantes. Besonders bei den einfach gehaltenen Vierkanturnen überrascht die geringe Abwandlung gegenüber den verschiedenen handwerklichen Gestaltungen des Giebelpfahles. So läßt sich gar nicht übersehen, daß die eine Grundform der Giebelurnen auf den Brant zurückzuführen ist.



Gleschendorf Langen-Niendorf Mönkhagen.

Abbildung 11. Einfache Urnenformen aus dem östlichen Holstein.

Daneben aber ist festzustellen, daß die Verwendung der mit Henkeln versehenen gedrehten oder gegossenen Rundurnen auf die Übernahme der aus der Gartenkultur der holsteinischen Gutshöfe und Schlösser bekannten Ziervasenformen zurückzuführen ist. Für die weitere Umgebung der Stadt Lauenburg ist die Verwendung bestimmter Wulstformen eine Verschleppung städtischer Vorbilder in bäuerlichen Bezirken sogar einwandfrei nachzuweisen.



Lauenburg Borsdorf Elmenhorn Castorf

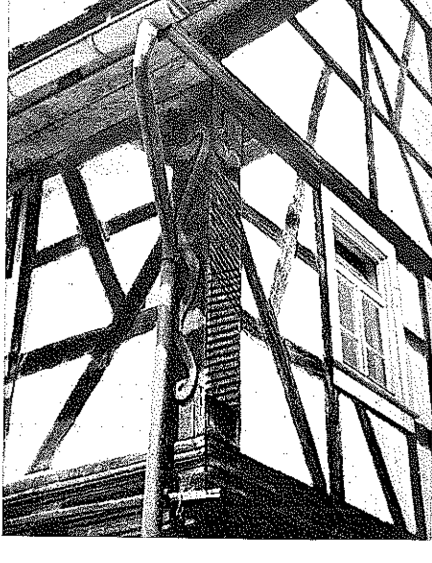
Abbildung 12. Gegossene und gedrehte Rundurnen aus dem Lauenburgischen.

Die bisher genannten drei Gruppen des Firstschmuckes – der Brant, der Brantspieß und die Giebelurnen – sind als kennzeichnend holsteinische Schmuckformen anzusehen. Neben ihnen tauchen in den Randgebieten Giebelverzierungen auf, die in ihrer Gestaltung einwandfrei als aus Nachbargebieten eingewanderte Formen zu erkennen sind. Zu diesen gehören die nach innen oder außen gewendeten Pferde- und Tierköpfe im Lauenburgischen, die Schwanenköpfe der Vierlande und die Giebelbretter im ehemaligen Fürstentum Ratzeburg. Ihre häufige Verbindung mit den eigentlich holsteinischen Firstschmuckformen ist dabei kennzeichnend für ihre Übernahme aus der Formtradition angrenzender Landschaften.
Eine rückblickende Zusammenfassung dieser kleinen Untersuchung zeigt, daß überraschenderweise die Vielzahl der Firstschmuckarten nicht ein Nebeneinander stammesgeschichtlich bedingter und gebietsmäßig eng begrenzter Formen ist. Vielmehr sind hier unter Verwendung einiger weniger Sinnzeichen – der einfachen und doppelten Spirale, des nach unten oder oben geöffneten Bogens, der Lilie, des sechs- oder achtstrahligen Sterns, des Reiters, des Hahnes und des Lebensbaumes – aus dem einfachen und schmucklosen Giebelpfahl Glanzstücke bäuerlichen Schmuckwillens erwachsen.

Die Sammlung der Firstschmuckformen erfolgte von 1934–1938 und berücksichtigte nur die zu der Zeit noch auf holsteinischen Bauernhäusern erhaltenen Giebelverzierungen. Unberücksichtigt blieben die nach 1890 angebrachten Firstzierden an den Wirtschaftsgebäuden der Güter und Großbetriebe.



Ellenbach/Odenwald. Aufn. Mößinger (4).



Glattbach/Odenwald.



Aus der Landschaft

Der wilde Mann und die Schlange am Eckbalken. Als ein gutes Beispiel zu den von K. Th. Weigel in Germanien 1941, S. 181, gebrachten wilden Männern als Wächtern am Haus sei hier der Eckbalken eines Hauses in Messel bei Darmstadt abgebildet. Er zeigt eine männliche Gestalt mit einem Spieß und einem schräg über die Brust gehenden Riemen. An diesem könnte, was allerdings am verwitterten Balken nicht zu sehen ist, wohl ein Horn oder ein Schwert (?) hängen. Dann würde diese Gestalt am Hause aussehen, wie früher in unseren Dörfern der Nachtwächter umging, und es ist kein Zweifel, daß in alter Zeit jeder auch den Sinn des hier eingeschnitzten Mannes verstand: Er bewacht das Haus! Die Zeit der Erbauung und auch der Schnitzarbeit ist 1706.

Dazu, daß man schon früh den wichtigsten Balken am Haus als „Mann" auffaßte, finde ich einen Beleg bei Heinrich Franke, Ostgermanische Holzbaukultur (Breslau 1936, 19). Er schreibt dort, daß schon in nordischen Sagas des 12. Jahrhunderts die Firstsäule sich als „Meniaß", d. h. als sogenannter Mannbalken, als „Mann" findet. Wenn nun auch in beiden Beispielen, in dem zuletzt angeführten wie in dem von Messel nicht eigentlich von einem „wilden" Mann die Rede ist, so gehört beides doch in den von Weigel angeschnittenen Fragenkreis. Die Meinung von Büch (Germanien 1941, 316) läßt sich meines Erachtens mit der von Weigel gut vereinen, wenn man weder den Begriff „Wächter" noch die Herleitung von Wodan zu streng und eng nimmt. Der wichtige Balken, Träger des Ganzen, Stütze des Daches, kultisch verehrt und als Bild einer die Welt tragenden Säule betrachtet, erhält das Zeichen (und später das Bild) des guten Hausgeistes, der Gebäude und Menschen in den Fährnissen des Tages beschirmt.

Bei dieser Gelegenheit sei auch der auf den ersten Blick so sonderbaren Schlangen am Eckbalken gedacht. Sie kommen in Deutschland recht häufig vor, zumeist in der auffälligen Wurm-(Spiral-)Lage. Im Odenwald finden wir solche Schlangen in etwas anderer Form. In Glattbach, Hambach, Hornbach und Ellenbach trägt die Schlange ein Herz im Maul, in Schlierbach eine Tafel mit der Bauinschrift. Weit verbreitet ist der Glaube, daß eine Schlange der gute Geist des Hauses, seine und der Bewohner Beschützerin sei. Schlangen wurden bis vor kurzem noch wirklich gehegt und gefüttert. Zahllose Beispiele, die nicht nur sagenhafter Natur sind, ließen sich anführen. So bedeutet also – und deshalb wurden diese Beispiele hier gebracht – die Schlange am Eckbalken im Grunde nichts anderes als der Mann, sie behütet das Haus und alle, die darinnen leben. Sie ist der geheimnisvolle Schutzgeist und Wächter des Lebens.

Friedrich Mößinger

Radmähen. Über das Radmähen (vgl. hierzu meine Arbeit in dieser Zeitschrift, Jahrgang 1940, S. 291 ff.) habe ich einige, z. T. wichtige Neubelege finden können.

Zahlreiche volkskundliche Aufnahmefahrten führten mich im Sommer 1940 und 1941 in das Neckarbergland, den kleinen Odenwald, den Winterhauch, in den östlichsten Odenwald, in das Bauland bis zum Taubergrund und in den südlichen Spessart. In vielen Dörfern dieses Gebietes läßt sich das Radmähen nachweisen. Noch wird es von zahlreichen Bauern hier geübt.

Durch Wehrmachtvorträge im Mittelrhein-



Schlierbach/Odenwald



Messel, Langgasse 21 (1706).

gebiet erhielt ich nun auch Belege für das Rundmähen aus der Eifel, sowohl aus dem Maifeld, wie auch aus mehreren Dörfern der Schnee-Eifel. Im hohen Vogelsberg ist diese Mähart nicht nur auf Wiesen, sondern auch beim Hafer noch bekannt. Z. Zt. führe ich in einem Reserve-Lazarett mit Leichtverwundeten volkskundliche Erhebungen durch. Obwohl die befragten Soldaten durchweg im Alter von 20 bis 30 Jahren stehen, konnte ich auch durch sie einige Neubelege für das Rundmähen erhalten für das Gebiet der Eder, des Erz- und Fichtelgebirges, den Nordwesthang des Bayerischen Waldes, den Südosthang des Böhmer Waldes und die Oststeiermark. Besonders wichtig sind die Angaben, die SS-Sturmmann Zacharias Adolf, früher in Romanow II im Kreis Luck in der polnischen Ukraine, jetzt als umgesiedelter Wolhyniendeutscher im Warthegau, machen konnte.

Die deutschen Bauern in Wolhynien mähten bis zu ihrer Umsiedlung den Hafer und die Gerste, wenn die Halme schön stracks standen, rund. An der Sense hatten sie zum Ablegen der gemähten Halme ein „Gerüst" aus 4 Federn. Das Rundmähen begannen sie von innen oder von außen, immer aber mähten sie im Linkskreise. Begannen sie von außen, so blieb innen der „Pempik" (angeblich ein polnisches Wort für „das Letzte") stehen. Es sind dies einige Fruchthalme, die mit einem Hafer- oder Gerstenseil gebunden wurden. Der Boden unter dem Pempik wurde sorgfältig von allem Unkraut gereinigt. Begann man mit dem Mähen von innen, so blieb der Pempik außen stehen. Der Pempik wurde vom Umstürzen der Stoppeln und dem nachfolgenden Eggen nicht berührt. Erst unmittelbar vor der Aussaat wurde er untergepflügt. Die polnischen Ukrainer kennen das Rundmähen nicht. Sie lassen aber auch auf ihren Fruchtäckern einen Pempik stehen, den sie betend umknieen.

Einen Bericht ähnlichen Inhalts gab Gefreiter Fritz Locher für Mönchgrün im Kreis Schleitz in Thüringen. Hier wurde der Hafer ebenfalls rund, aber von außen nach innen, gemäht, wie man dies heute noch mit der Maschine tut. Beim Handmähen ließ man aber die Halme in der Feldmitte stehen. Die Schnitter setzten sich nach Beendigung ihrer Arbeit um diese Halme in der Feldmitte und aßen. Dafür erhielt jeder vom Bauer 5–6 gekochte Eier, Brot und auch Schinken. Diese Speisen gab es aber nur bei dieser Ernteart! Die Halme blieben auch nach diesem Essen stehen. Es gibt für diesen Brauch und für den Platz in der Feldmitte eine besondere Bezeichnung. Der Gefreite Locher konnte diese aber nicht angeben. Als er vor Jahren seinen Vater nach dem Grund für diesen Brauch frug, gab ihm dieser zur Antwort: „Es geht dir nix an!"

In der Oststeiermark, insbesondere in Leibnitz und Umgebung, werden heute noch Hafer, Gerste und die Wiesen gern rund gemäht. Man läßt hier ebenfalls die Mittelhalme stehen. Die Felder liegen über 1000 Meter hoch über dem Meeresspiegel!

In der Umgebung von Bamberg wird angeblich nicht rundgemäht. Manche Bauern lassen aber auf ihrem letzten Fruchtacker noch ein kleines Halmstück stehen und pflügen es erst beim „Hälmen" des Stoppelackers unter, nachdem Kinder es tanzend umsprungen und angezündet haben. Dieser Brauch war früher allgemein, heute ist er nur noch bei einigen Großbauern zu finden. In manchen Dörfern des Kreises Zwettl (Nieder-Donau) läßt man in der Feldecke nur wenige Halme stehen, faßt diese oben, dreht sie und bindet mit ihnen einen Knoten, so daß die Ähren nun abwärts stehen. Man nennt dieses Gebilde den „Winter".

Wenn auch die beiden hier zuletzt angeführten Belege sich nicht unmittelbar auf das

Radmähen beziehen, so bieten sie dennoch gute Vergleichsmöglichkeiten mit dem Brauch um das Hafermännchen in der Mitte des Haferrades. Eingehendere Untersuchungen werden sicher ergeben, daß das Rundmähen einst überall in Deutschland verbreitet war. Es konnte sich aber nur in Gebirgslagen bis auf heute erhalten.

Heinrich Winter

Hieb und Stich

„Klassische" germanische Altertumskunde?
Zu Germanien 1940, S. 437–439.

Zu dem oben genannten Beitrag wird uns von der Gegenseite die nachstehende Erwiderung zugeleitet, der wir zur sachlichen Klärung Raum geben. Schriftleitung

Im Jahrgang 1940 dieser Monatshefte, S. 437–439, bringt Otto Uebel unter der Überschrift „Klassische" germanische Altertumskunde –? einen Angriff gegen die Germanische Altertumskunde, herausgegeben von Hermann Schneider (München 1938). Uebel wendet sich dagegen, daß da der Teil des germanischen Altertums, der nicht nur archäologisch, sondern auch literarisch bekannt ist, klassisches germanisches Altertum genannt und getrennt behandelt wird, und greift dann besonders scharf den Herausgeber und mich an. Ich muß da allerlei zurechtstellen:

1. Den Satz über Wohnstube, Kachelofen und Familienleben schreibt Uebel mir fälschlich zu und legt etwas in ihn hinein, was nicht darin steht.

2. Uebel tut, als hätte ich die Behauptungen der mönchischen Greuelpropaganda von der Roheit und Grausamkeit der Wikinger unbesehen übernommen. Ich habe nirgends Germanen „roh und grausam" genannt, habe ihnen vielmehr Grausamkeit abgesprochen und hinzugefügt, daß die grausamen Geschichten, die von den Feinden berichtet werden, nicht mehr Glauben verdienen als die Greuelhetzen der letzten Jahrzehnte (S. 211). Also ganz nach Uebels Wunsch. Zu der anschließenden Behauptung Uebels, ich schilderte die Wikinger als bloße Räuber, vergleiche man Altertumskunde S. 213, wo es außer anderem heißt: „Aber die Wikinger haben auch Schlachten geschlagen, Länder erobert und Reiche gegründet" (ähnlich auch S. 100).

3. Uebel sagt, ich schildere die Germanen als ein „Volk von Trinkern". Die Zitate, die er dafür anführt, sind herausgerissen, zum Teil unter Fortlassung einschränkender Satzteile, so daß das Bild arg vergröbert wird.

4. Ich sage in der Altertumskunde (S. 199): „Die geschlechtliche Ethik der Germanen war vom entarteten Rom aus gesehen sehr hoch, von den strengen christlichen Forderungen aus ziemlich niedrig. Deshalb das Lob der germanischen Keuschheit bei Tacitus, die Behauptung arger Zuchtlosigkeit in vielen kirchlichen Schriften." Diese Sätze sollen die Widersprüche in den Urteilen erklären und die Extreme etwas auf das rechte Maß zurückführen. Uebel zitiert nur „Die geschlechtliche Ethik der Germanen war ... von den strengen christlichen Forderungen aus gesehen ziemlich niedrig" und behandelt den Satz als eine Äußerung überspannter kirchlicher Sittenrichterei.

5. Nach Uebel habe ich festgestellt, daß auf den germanischen Schiffbau „der keltische wie der römische Schiffbau mancherlei Einfluß hatte". Ich habe dies nur für den westgermanischen Schiffbau gesagt und auch nur in der eingeschränkten Form „Wir müssen damit rechnen", und ich habe ein paar Einzelheiten zur Begründung genannt (S. 118). Kurz vorher steht der Satz „In den nordischen Schiffen der Wikingerzeit ist eine einfache

Grundform des Schiffes bis zu einer überraschenden technischen und künstlerischen Vollkommenheit fortgebildet. Dies war möglich, weil die Entwicklung in allem Wesentlichen bodenständig war ..." Uebel aber schließt an sein ungenaues Zitat die freundliche Bemerkung: „Wer denkt hier nicht an den bekannten Satz von M. Koch: Wertvolle Funde, die in Germanien gemacht werden, müssen notwendigerweise römisch oder keltisch sein, da es der Kulturgeschichte widerstrebt, sie den Germanen zuzuschreiben!"

6. Uebel behauptet, das Einzige, was in der Altertumskunde über Musik stände, sei meine Angabe, die Germanen hätten den barritus gebrüllt, „um sich mehr Mut zu machen". Dies habe ich nicht gesagt. Außerdem spreche ich an der gemeinten Stelle (S. 109) auch von Kriegsgesang.

Alles in allem: Uebel fällt über Satzteile her, die er aus ihrem Zusammenhang gerissen und zum Teil falsch verknüpft oder vergröbert hat, und schiebt ihnen einen Sinn und eine Gesinnung unter, die ihnen fremd sind und die an mehreren Stellen durch andere Äußerungen in der nächsten Nähe offen widerlegt werden. Ähnlich steht es mit allem, was er dem Herausgeber vorwirft. So hat Schneider die Frage, über die sich Uebel empört: „Gehört der germanische Glaube vorzugsweise zu den primitiven oder spätantiken Religionsformen?" gerade als ein Beispiel falscher Fragestellung genannt (S. 222). Was in der Altertumskunde gesagt wird, davon brauche ich hier nichts zu rechtfertigen, denn Uebel übergeht unsere Argumente und stellt keine dagegen, die etwas Neues bringen.

Hans Kuhn

*

Beihefte zu „Germanien".

Im Rahmen einer Monatszeitschrift ist es nicht immer möglich, größere Beiträge mit wichtigen und wesentlichen Arbeitsergebnissen aus unserm Forschungsgebiet vollständig abzudrucken. Da solche Arbeiten nun durchaus zum Gebiete der Zeitschrift „Germanien" gehören und unser Bild von der Germanenkunde ergänzen, so sollen sie unseren Lesern auf andere Weise zugänglich gemacht werden. Schriftleitung und Verlag werden von jetzt an in freier Folge Beihefte zu „Germanien" herausbringen, die größere Abhandlungen mit Bildern bringen und so ein Spiegelbild unserer Zeitschrift in größeren Ausmaßen darstellen werden. Als erste Hefte erscheinen demnächst die folgenden:

1. Fr. Altheim, Kimbern und Runen;
2. G. Innerebner, Sonnenlauf und Zeitbestimmung im Leben der Urzeitvölker (bereits lieferbar);
3. A. Bohmers, Eine Einteilung der Kunst der Aurignacgruppe.

Das Erscheinen der Beihefte wird jeweils im Anzeigenteil dieser Zeitschrift angekündigt.

Hauptschriftleiter: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Grüneberg, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7–11. Buchdruck Kastner & Callwey, München. Offsetdruck J. P. Himmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Nerdinger, Augsburg.